

# Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

## Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Gegen Morgen erst erschien Destner, welcher bereits in größter Aufregung das Schloß, den Festplatz nach dem verschwundenen Herrn hatte durchsuchen lassen. Der Blick des Forstmeisters, als er den Raum in dem Pavillon betrat und dessen beide Ansassen erkannte, sein devotes Lächeln und Neigen des Hauptes sagten, daß er begriffen, was vorgegangen, und daß er sich dem neuen Regiment, das nun herangekommen, in bekannter Treue und Unterthänigkeit beugen werde.

Destner, der einen Bericht über die Folgen der entsetzlichen Katastrophe beginnen wollte, wurde von dem Herzog mit einem barschen „davon später!“ unterbrochen und erhielt den Befehl, ungesäumt eine verdeckte Kutsche herbeizuschaffen, ohne irgend Jemand zu sagen, daß er, der Herzog, hier im Zwinger geweilt. Sodann sollten einige vertraute Diener die Fenster der Eremitage öffnen und die drei jungen Damen von Scharfeneck, Bosberg und Grehweiler, sowie Madame Agnes sich dort einfänden. Die folgenden Tage gedanke er in der Eremitage zuzubringen und dort werde er Destner seine weiteren Befehle geben. Noch hieß er ihn im Vorbeigehen bei den Kasernen neue Mannschaft von dort nach der Karlslust zu senden: die Wachen sollten verdoppelt, die Umzäunung durch reitende Patrouillen bewacht, Niemand, bei Todesstrafe, hinausgelassen werden. Dann trieb er seinen Getreuen zur Eile an und der Forstmeister, welcher zu Pferde gekommen, sprengte wieder davon.

Etwa eine Stunde später, der junge Tag war kaum erschienen, da hielt eine geschlossene Kutsche, mit vier Pferden bespannt, vor dem Bärenzwinger, ein Lakai, mit verschiedenen Kleidungsstücken versehen, sprang in den Pavillon und bald

darauf verließen diesen zwei in Mäntel eingehüllte Personen, bestiegen die Kutsche, die rasch mit ihnen davonsuhr.

Wie der Herzog mit Elsa das große Thor der Karlslust passirte, bemerkte er zu seiner stillen Freude schon eine ungewöhnliche Bewegung, Husaren und Chevauxlegers schickten sich an, den Park nach verschiedenen Seiten zu umreiten und der Wachposten der Grenadiere war mindestens vervierfacht worden. Seine halbe Armee war auf den Beinen, um dem Verbrecher den Weg zur Flucht zu verlegen, und er, der durchlauchtigste Gebieter, konnte ruhig sein und den Tag in seiner Eremitage der holden Göttin opfern, welcher er nach dem Wochenkalender des Karlsbergs geweiht war.

In der Eremitage wurden die Ankommenden, trotz der frühen Stunde, bereits von den drei jungen Hofdamen und Madame Agnes erwartet. Destner hatte vortrefflich zu arbeiten gewußt. Er selbst langte bald darauf an und in dem großen Salon empfing ihn sein Gebieter zu einer Unterredung und um ihm seine Befehle zu ertheilen. Vorerst verlangte der Herzog Bericht über den weiteren Verlauf des Unglücks, jedoch so kurz als möglich und ohne Nennung eines Namens, im Falle schwere Verwundungen oder gar Todesfälle vorgekommen.

„Ich erfahre dies bei meiner Rückkehr in das Schloß immer noch früh genug und will mir den kurzen Aufenthalt hier durch Nichts verbittern lassen: mich freuen, genießen will ich, und nicht trauern.“

So schloß Serenissimus seine höchst vernünftige, wenn auch etwas herzlose Rede und, genau dem Befehle entsprechend, referirte Destner:

„Drei Todte gab es bis jetzt und zwölf Schwer-

verletzte. Die Leichtverwundeten konnten noch nicht gezählt werden — es sind ihrer Viele.“

„Die Todten begrabt, die Verwundeten schafft nach Homburg in das dortige Schloßchen, sie mögen der gnädigen Frau von Eisebeck Gesellschaft leisten. Kehre ich Sonntag in das Schloß zurück, darf kein Verletzter mir entgegentreten. Weiß man, wie das Unglück entstand?“

„Ein Zufall nur kann es herbeigeführt haben. Die Soldaten und Feuerwerker, welche die Wache hatten, bestätigen dies. Die große Hitze der letzten Tage, die Nähe der vielen brennenden Lampen — Eines oder das Andere kann eine vorzeitige Entzündung veranlaßt haben. Ein Fehler war es immerhin, das Feuerwerk so nahe den Tafeln aufzustellen.“

„Werde es dem Herrn Intendanten nicht vergessen. Weiter!“

„Die Meisten salvirten sich glücklich, doch von dem Silberzeug wird vieles vermisst.“

„Die Zigeunerhunde werden es wohl gestohlen haben. Geduld! auch sie kommen an die Reihe.“

„Die letzten Spuren des Unglücks werden soeben entfernt und im Schlosse wird heute Alles wieder den alten geregelten Gang gehen.“

„Genug davon! und nun merke auf, Destner! Ein Wahnsinniger, ein Hochverräther hat mich in dem Pavillon des Zwingers überfallen, sein Messer auf mich gezückt. Er entfloh. Einen Bären, den Ramozky auf ihn gehetzt, hat er niedergeschossen. Er wird noch immer in der Karlslust sein und muß gefangen werden. Du, Destner, bürgst mir für ihn, denn indirekt trägst Du die Mitschuld an dem Verbrechen.“

„Ich — Durchlaucht?!“ schrie Destner förmlich auf, wahrhaft entsetzt über das Attentat, doch mehr noch über die Anklage, welche er sich noch nicht zu erklären vermochte.

„Du hast ihn in den Bärenzwinger einsperren lassen.“

„Dümmler! der Bruder — jenes Mädchens?!“

„Er war es. Doch kümmert mich die Verwandtschaft nicht, sie, die Reizende, will nichts mehr von der ganzen Sippe wissen. Also merke auf! Du hattest es gut gemeint — doch der Bursche war klüger, er wußte durch den festen Kerker auszubrechen. Noch ist er zu finden und muß gefunden werden, dies beherzige. Durchsuche die ganze Karlslust, Du kennst sie genugsam! Nimm alle drei Regimente, wenn es sein muß, nur finde ihn! Zugleich wirst Du auch mein gestohlenes Silberzeug finden, dann will ich furchtbares Gericht halten über den Mörder, wie über die Diebe.“

Destner war erbلاßt, er zitterte am ganzen Leibe, doch verbeugte er sich tief vor seinem erzürnten und doch auch so gnädigen Herrn. Dieser fuhr fort:

„Höre weiter! Der alte Dümmler, der mir meine Gnade so schlecht vergolten, wird sammt seiner anderen Tochter heute noch aufgehoben und in festen Gewahrsam gebracht. Die beiden Offiziere, den Scharfeneck und den Altheim, entläßt Du dagegen ihrer Haft, sie sind jetzt unschädlich.“

„Der von Altheim hat ein Entlassungsgeßuch eingereicht.“

„Um so besser! Er mag gehen, lieber heute, als morgen.“

Für den Sonntag befehle ich große Hofstafel, dann Ballet, Konzert. Vorher findet unser feierlicher Einzug in das Schloß statt. Gib die nöthigen Befehle, in meinem Auftrage, daß der Empfang, die Tafel und das Theater so glänzend, als nur irgend möglich, werden. Bis dahin will ich vollständig ungestört hier leben. Niemand soll es wagen, mich zu behelligen, nur Du darfst kommen, um mir die Meldung zu machen, daß der Schurke eingefangen ist, dem Du diesmal einen festeren Kerker zu geben haben wirst. Jetzt gehe!“

Damit war Destner entlassen. Er verließ die Eremitage mit strahlendem Gesicht, doch war dies nur eine Maske für die Vertrautesten der Diener, denn sein Inneres wurde von einer tödtlichen Unruhe gequält. Hinter ihm schloß sich das Thor und der Herr des Ortes war den Blicken seiner Getreuen für fast drei Tage entrückt. Wieder einmal begann das Mysterium der Eremitage. —

Die wenigen Bewohner des Louisenhofes hatten keine Ahnung von dem Unheil, das über ihren Häuptern schwebte. Dennoch schien die Trauer in dem stillen Aufenthalt eingelehrt zu sein. Vater Dümmler war seit den wenigen Tagen, die ihm so viel des Wehen gebracht, sichtlich gealtert. Stumm saß er in seinem Lehnstuhl und selbst die freundliche Zusprache seines Lieblinges, der blonden Louise, war kaum im Stande ein schwaches Lächeln auf seinem Antlitz hervorzurufen. Elsa, das Kind, welches er und seine arme Frau aufgezogen, geliebt wie ihr eigenes Fleisch und Blut, war ihm mehr als verloren, er durfte ihrer, die der Sünde, der Schande verfallen, nicht mehr, oder nur im Gebete gedenken; sein Sohn schmachtete noch immer im Kerker, denn trotz der Zusage des finstern Forstmeisters, war er bis zur Stunde nicht heimgekehrt. Dann bangte er auch noch um Louise. Das Mädchen war gesehen worden und mußte in ihrer einfachen Schönheit aufgefallen sein. Welche Gefahren konnten ihr nicht von Seiten des üppigen, leichtfertigen Hofes drohen? Dies alles war mehr als genug, den armen Mann darniederzudrücken und mit schwerer Besorgniß zu erfüllen. Doch der Zufall hatte ihm eine unerwartete Hilfe zugeführt. Der Limburger, der wilde Jäger, war seit der Begegnung vor den Schenken dem alten Dümmler und seinem blonden Töchterchen nicht mehr von der Seite gewichen. In einem verfallenen Schuppen hatte er sein Lager aufgeschlagen, und kein Hund hätte seinem Herrn treuer folgen, ihn bewachen können, als es der riesige Jäger that. Mit Allem war er zufrieden, wenn er nur in der Nähe Louisens sein durfte. Wie zu einer Heiligen schaute er verstohlen zu dem blonden Köpfchen des Mädchens auf, und wurde er bei einem solchen Blick überrascht, so drückte sich eine sichtliche Verwirrung in seinem breiten Gesichte mit den groben Bügen aus. Dem Mädchen zu Liebe dämpfte er seine Stimme, mäßigte er seine Geberden und suchte auch seinen Reden etwas von der Rauheit zu nehmen, die er sich im Kreise seiner Kameraden angewöhnt. Dafür belohnte ihn dann auch mancher freundliche gute Blick, manches dankbare Lächeln des Mädchens, und die ganze schwerfällige Gestalt schien dann das ihm dadurch gewordene Glück zu künden. Mit dem wilden Jagdgesellen war eine vollständige Umwandlung vorgegangen, der Zauber der holden, unschuldvollen Schönheit Louisens hatte

es ihm angethan, ihn gezähmt und zugleich in seiner Weise glücklich gemacht.

Am frühen Morgen, noch bevor der Tag gekommen, hatte er sich schon von seinem Lager erhoben, das Holz für die Küche zurecht zu machen und dabei verstohlen durch das Fenster zu lugen, bis Louise in die Stube treten würde, um vor ihrem improvisirten Altare ihr Morgengebet zu verrichten.

Plötzlich fuhr er zusammen und horchte auf. Sein scharfes Gehör hatte ein verdächtiges Geräusch vernommen, und behutsam wandte er nun den Kopf, um die Ursache zu erspähen. Im folgenden Augenblick sprang er mit einer Behendigkeit, welche sein schwerfälliger Körper kaum hätte vermuthen lassen, aus dem halbdunklen Schuppen und auf die Thüre des Hauses zu. Seine Fäuste erfaßten eine verdächtig aussehende zerlumppte Gestalt, die vorsichtig dem Eingange des Hauses zu nähern sich suchte und nun bei der unerwarteten und sehr unansten Berührung erschrocken zusammenknickte.

Rasch hatte der Limburger den braunen Gesellen einige Schritte bei Seite gezerrt und nun raunte er ihm mit zornfunkelndem Blick und einer Stimme, die doch drohend klang, zu:

„Was suchst Du hier, elender Hund von einem Zigeuner? Die Wahrheit sprich, oder ich erwürge Dich.“

Der Zigeuner, am ganzen Leibe zitternd, versuchte zu reden, doch die Finger des wilden Jägers hielten seinen Hals derart umkrallt, daß er nicht einmal zu athmen, geschweige denn zu reden vermochte. Der Limburger merkte endlich, was der zwischen seinen Fäusten Zappelnde wollte; lächelnd sagte er sich: „Richtig! Ich schnüre dem Kerl ja die Kehle zu, wie kann er da reden!“ Zugleich ließ er den Hals des braunen Burschen fahren und faßte dafür dessen Handgelenke in einer Weise, daß diesem die Knochen knackten. Dann wiederholte er seine Frage noch einmal.

Der Zigeuner, der sich rasch wieder erholt, entgegnete geschmeidig:

„Ich komme als Freund, um dem alten Manne drinnen eine Botschaft zu bringen von seinem Sohne.“

„So? Dann sprich! Ich will's dem Förster schon hinterbringen. Doch belügst Du mich, brauner Schuft, dann ist's Dein Ende.“

„Der Sohn des Mannes saß gefangen in der Karlslust, nun hat er sich frei gemacht. —“

„Um so besser! Dann wird er auch bald hier und bei uns sein.“

„Nein! Erst zur Nacht kann er die Karlslust, die scharf bewacht wird, verlassen. Die Soldaten suchen ihn, denn er hat sein Messer gegen seinen Herzog gezogen.“

„Alle Teufel, das wird ernst.“

„Unsere Soberana hat ihn aufgenommen und schützt ihn; seine Feinde werden ihn nimmer finden, und heute Nacht ist er frei. Er läßt seinem Vater sagen, er möge auf seiner Hut sein, denn der Herzog könnte sich in seinem Zorne an den Unschuldigen rächen.“

„Das ist richtig!“ sagte der Limburger sinnend. Dann hob er den Kopf, blickte den Zigeuner durchdringend an und

fragte: „Doch wer sagt mir, daß Du mich nicht belügst, daß ich Dir trauen darf?“

„Jana, die Soberana, hat mir Gold gegeben, ich soll es dem alten Manne einhändigen, im Falle er mit seinem Kinde fliehen will. Der Herzog ist ein harter grausamer Herr, und die Soberana weiß, daß er sich rächen wird, wenn er den kühnen jungen Mann nicht findet.“

„Wieder richtig! Gib mir auf alle Fälle das Gold.“

„Nein! Mein Auftrag lautet, es dem alten Manne selbst zu geben.“

„Ich bin in seinen Diensten und in meiner Tasche ist es besser aufgehoben, als in der seinigen. Muß er fliehen, so gehe ich natürlich mit ihm.“

„Wer sagt mir, ob ich Dir trauen darf?“

„Hm! Ein Zigeuner, der Gold bringt, kann kein Dieb sein. Gib mir das Gold und ich will Dir glauben.“

Der Zigeuner fuhr unter seine Lumpen und brachte zehn blanke Goldstücke zum Vorschein. Noch immer mißtrauisch zögerte er. Da rief der Limburger:

„Willst Du einen Christeneid? Ich lege Dir ihn ab. Das Wohl der Leute da drinnen steht mir höher, als mein eigenes Leben. Wir werden fliehen müssen und verhungern ohne Geld, denn Betteln dürfen sie nicht. Gib mir das Gold.“

„Da hast Du es, denn Du meinst es gut mit ihnen. Warne sie, besser zu fliehen jetzt als später, denn den Andern fangen sie nicht. Die Soberana hat's gesagt und die weiß Alles und lügt nie — wenn sie den Ihrigen Gutes will. Ich habe gethan nach ihrem Befehl und kehre heim. Wir würden Dich zu finden und zu strafen wissen, wenn Du uns betrügen solltest, doch Du dienst dem Manne ehrlich und wirst für ihn und sein Kind sorgen. Leb wohl!“

Damit war er, noch bevor der Limburger es hatte verhindern können, im Gebüsch verschwunden; der Jäger stand da, die Goldstücke in der offenen Hand, er schaute dem Zigeuner einen Augenblick nach, dann murmelte er:

„Der Satan weiß, was da vorgegangen! So viel aber weiß ich: hat der Sohn des Alten sein Messer auf den Herzog gezückt, so schont dieser weder den Vater noch die Tochter, kann er den eigentlichen Thäter nicht fangen und deshalb — müssen wir fort.“

„Was murmelt Du da?“ fragte plötzlich eine Stimme hinter dem sinnenden Jäger, just als dieser das viele Gold in die Tasche schob. Er wandte sich erschrocken um und erblickte den alten Dümmler, der mit seinem Krückenstock aus dem Hause getreten war und sich ihm unbemerkt genähert hatte.

Der Jäger wurde sichtlich verwirrt. Er wagte es nicht, dem alten Manne die Wahrheit zu sagen und doch mußte er reden. Da plakte er plötzlich wie von einer gewaltigen Angst erfaßt, los:

„Ihr müßt fliehen, der Herzog fahndet auf Euch. Was vorgefallen ist, ich weiß es nicht, ich wurde soeben gewarnt und größte Eile ist nothwendig. Geht hinein, rafft zusammen so viel Ihr nur könnt, macht einen Pack so groß Ihr nur wollt, der Limburger wird alles schleppen und Euch sicher geleiten, wohin Ihr es verlangt. Nur eilt, kein Augenblick ist zu verlieren. Es wäre entsetzlich, wenn sie Euch und —

unsere Louise fingen! Ich darf nicht ausdenken! Eilt! Ich will indessen vor dem Walde spähen, ob sie etwa schon kommen. Während dem macht Alles zur Flucht bereit."

Damit rannte er, ohne in seiner Aufregung eine Antwort abzuwarten, so rasch er nur konnte, dem Walde zu, in dem er verschwand. Der alte Dümmler, welcher die Worte gefestigten Hauptes mit angehört, kehrte in das Haus zurück. Leise sprach er vor sich hin:

"Ich hab's geahnt! Wir sind ihnen im Wege und müssen fort. Es ist besser so."

Im Hause trat ihm Louise bereits vollständig angekleidet entgegen. Dümmler drückte sein Kind an das Herz, dann sagte er mit fester Stimme:

"Wir müssen den Ort verlassen, Louise, raffe das Nothwendigste zusammen. Sobald unser treuer Hüter wiederkehrt, gehen wir fort — nach Gräfinthal, zu meiner alten Schwester."

Das arme Mädchen brach plötzlich in Thränen aus und fiel dem Vater um den Hals. Doch sprach sie nicht, glaubte sie doch die Ursache einer solchen eiligen Flucht in den traurigen Erlebnissen der letzten Tage zu finden. Dümmler tröstete die Weinende, doch ermunterte er sie auch zugleich Hand anzulegen und einige Kleidungsstücke und sonst Nöthiges zusammen in ein Tuch zu binden. Während das Mädchen stillweinend dieser Arbeit oblag, ging Dümmler auf dem ihm so bekannten Wege nach dem Walde, dort ein Grab zu besuchen, zum letzten Male an dieser ihm geheiligten Stätte, wo sein armes liebes Weib den ewigen Schlaf schlief, zu beten für sein Kind, mit dem er nun, einem Sturme zu entgehen, hinaus mußte in ein fremdes Leben. Eine volle Stunde weilte er hier, dann erst holte ihn Louise und nachdem auch sie ihr Schicksal dem Geiste der geliebten Mutter betend empfohlen, kehrten Beide nach dem Louisenhof zurück. Das Mädchen hatte zwei kleine Bündel gemacht und Abschied von den übrigen liebgewonnenen Gegenständen genommen. Ihren Altar mußte sie zurücklassen, es war ja unmöglich, ihn mitzunehmen. Doch hatte sie noch einmal inbrünstig zu der Mutter des Herrn gebetet und den Vater, den Bruder, sich selbst und die — verlorene Schwester deren gnadenreichen Schutz empfohlen. Also gerüstet erwartete sie die Rückkehr des Limburger's, der immer noch nicht kommen wollte.

Endlich, die Sonne stand schon über dem Walde, da stürzte der Jäger aus dem Baumdickicht hervor, keuchend, schweißtriefend und schon von Weitem schrie er:

"Sie kommen! — Eilt! — Kein Augenblick ist zu verlieren!"

Louise wurde von einem tödlichen Schrecken erfaßt. Die Worte ließen sie eine Gefahr ahnen, die der Vater ihr verschwiegen, deren Grund und Tragweite sie nicht fassen, sich nicht erklären konnte. Doch weder der Vater noch der Limburger ließen ihr Zeit zu fragen, oder zu zaudern. Beide trieben zur Eile. Der Jäger fuhr nach einer kleinen Pause gleich hastig fort:

"Ein Viertelstündchen Zeit werden wir Vorsprung haben, dort hinterm Ekt, nach dem Kelerberge zu. Durch den Bruch sucht drüber das Lindenweiler Thälchen zu erreichen. Hab' mir Alles auf dem Herwege überlegt — dort liegt ein kleiner Teich zwischen Bäumen und Gestrüpp versteckt. An

dieser Stelle erwartet Ihr mich. Ich bleibe hier, suche die Fanghunde auf eine falsche Fährte zu lenken und folge Euch dann rasch — bis an's Ende der Welt, wenn es sein muß. Mit Gott, geht! Der Limburger hält Euch die Meute vom Leibe und sollte er seine eigene Haut dran setzen müssen!"

Dümmler und auch Louise drückten dem wackeren Menschen die Hand, dann schritten Beide in der angegebenen Richtung davon. Noch ein letzter nasser Blick der blauen, wie der halberblindeten Augen auf den Ort, wo Vater und Tochter den größten Theil ihres Lebens zugebracht, dann waren sie im grünen Dickicht verschwunden. Der Limburger athmete auf.

"Jetzt will ich ihnen zeigen, daß der wilde Jäger auch ein schlauer Fuchs sein kann," sagte er schnunzelnd und trat in den Louisenhof. Dort nahm er die mit Schießbedarf gefüllte alte Jagdtasche, die Büchse Dümmlers von der Wand, hing sie sich um und rüstete sich, als ob er zur Jagd gehen wolle. Noch einen traurigen Blick warf er in den Räumen umher — was die Beiden mitgenommen hatten — war nicht der Rede werth gewesen — dann trat er wieder in die Lichtung hinaus und schritt nach dem Walde, doch in der Richtung nach dem Galgenberg. Während dem plauderte er gleichsam mit sich selbst und scheinbar recht vergnügt.

"Die Büchse und die Tasche wird der alte Jäger gewiß nicht gerne missen, ich bringe sie ihm — auch kann sie uns dienen, denn eine Kugel reicht weiter als mein Jagdmesser — 's ist übrigens gut, daß sie nicht Alles mitgenommen haben, so bleibt mir denn doch auch noch etwas zu retten und zu tragen, und sie sollen sich wundern über die Kraft des Limburger's! Hätte Lust, das ganze Nest auf den Buckel zu laden und ihnen nachzuschleppen. — Doch stille. — Mir scheint, daß sie kommen — drei baumlange Grenadiere, um einen alten halbblinden Mann und ein junges Mädchen zu fangen — psui! Würde mich schämen, eine solche Commission zu übernehmen. — Ich sah sie aus der Kaserne kommen und als sie bei dem letzten Bau vorüber waren, da wußte ich was sie wollten. Jetzt wird der Limburger sie absangen, haha! von dem wilden Jäger sollen sie schön in der Irre herumgeführt werden!"

Er war eine kleine Strecke in den Wald hineingegangen, immerfort nach dem Hause zurückblickend. Als er endlich so weit gelangt war, daß er, ohne gesehen zu werden, die Lichtung vor dem Louisenhof noch immer, wenn auch nur theilweise überschauen konnte, da machte er Halt und wartete. Wenige Minuten später, da raschelte es in den Büschen und von der Seite des Schlosses her traten drei Grenadiere mit ihren Gewehren aus dem Walde und auf den Louisenhof zu. Kaum waren die Soldaten in dem Hause verschwunden, da begann der Limburger ein lustiges Jägerliedlein zu singen und schritt nun seinerseits langsam durch den Wald und auf die Lichtung zu. Als er singend dort angelangt war, traten die Grenadiere, welche die wenigen Stuben durchgangen und leer gefunden hatten, just wieder aus dem Hause.

"Halloh! Ist der Louisenhof also auch zur Kaserne geworden?" redete der Jäger die Soldaten an. "Nun kann ich mir auch denken, weshalb seine bisherigen Bewohner ausgezogen sind."

Einer der Soldaten, ein Gefreiter, trat auf den wohlbekannten Jäger zu und sagte hastig:

„Was weißt Du von den Bewohnern des Louisenhofes? Wir suchen sie — haben einen Auftrag für den alten Dümmler von Seiner Durchlaucht.“

„Dann müßt Ihr ihn anderwärts suchen, wenn Ihr die Botschaft ausrichten wollt. Ich komme von ihm, habe den alten Dümmler und sein schmuckes Mädlein ein Stück Weges begleitet und beiden versprochen, auch einen Auftrag auszurichten — den Ihr wohl jetzt übernehmen könnt.“

„Wir wollen es gerne besorgen, nur sage aus, wo sie zu finden sind,“ rief der Grenadier über die etwas tölpische Unbefangenheit des wilden Jägers und seine eigene Schlaueit, wie er meinte, lächelnd.

„Ich traf Beide vor etwa mehr als einer Stunde am Galgenberge —

Es ging ein Jäger jagen  
Drei Viertel Stund' vor Tagen —

Ihr kennt das Lied, und mir bekam es gut, denn ich durfte mit dem hübschen Mägdelein promeniren bis nach Räs-hofen. Sie wollten nach Wiesbach, wo der Alte auf dem Lärchenhof Verwandte sitzen hat und ich wäre wahrhaftig mitgegangen, wenn die Dirne sich nicht plötzlich besonnen, daß sie daheim etwas vergessen habe — ihr kleines Spinnrädchen. Da konnte ich nicht anders — Ihr wißt, der Limburger ist galant — ich kehrte um, das Spinnrädchen zu holen und es ihr zu bringen. Doch der Weg ist weit und die Sonne brennt schon jetzt heiß genug herab, da hört meine Galanterie auf und ein kühler Keller, ein frischer Trunk ist mir schon lieber als ein Spaziergang nach Wiesbach. Wollt Ihr also meine Kommission zugleich mit der unserer allergnädigsten Durchlaucht übernehmen, so ist's mir recht und der Dirne wird's gewiß noch angenehmer sein. Ihr Spinnrädchen stände auf dem Schränkchen, rechts in der Ecke der Wohnstube, so sagte sie. Kommt, wir werden es bald gefunden haben.“

Damit schritt er den Grenadiere voran in das Haus, und richtig! in der Wohnstube und in der Ecke rechts auf dem Schränkchen stand das Spinnrädchen. Der Limburger langte es herab und drückte es einem der Grenadiere unter den Arm.

„Jetzt geht mit Gott!“ sagte er, „Ihr findet sie in Wiesbach beim Lärchenbauer, gebt der hübschen Dirne das Mädchen ab mit einem schönen Gruß von dem dicken Limburger, der es vorgezogen, in der schattigen Schenke auf ihr Wohlsein zu trinken.“

Der Gefreite stutzte wohl ein Weniges, doch stimmte die Rede des wilden Jägers so genau mit der Dertlichkeit, die ihm doch nur das Mädchen beschrieben haben konnte, daß er an der Wichtigkeit der Mittheilung nicht mehr zweifeln konnte. Er ließ sich von dem Limburger den Weg durch den Wald bis zu der Straße am Galgenberge beschreiben, was dieser auch bereitwilligst und recht ausführlich that, dann schulterten die Grenadiere ihre Gewehre und marschirten, der Eine mit seinem Spinnrädchen unter dem Arm, in der angegebenen Richtung in den dichten grünen Wald hinein.

Der Jäger, der sich auf der Steinbank bei dem Hause

niedergeworfen hatte, und sich den Schweiß abzutrocknen schien, rief ihnen nach:

„Zerbrecht mir ja das hübsche Mädchen der allerschönsten Jungfer nicht, und erschreckt sie auch nicht allzu sehr, wenn Ihr mit Euren langen Gewehren, die noch länger sind, als Eure Beine, beim Lärchenbauer in die Stube tretet!“

Dann wandte er seinen Kopf und brummte in seinen tiefsten Baßtönen: „Esel! — Bis ihr in Wiesbach gewesen und wieder heimkommt, ist Mittag vorüber und wir sind längst über alle Berge! — Haha! was werden Seine hochfürstliche Durchlaucht und Dero saubere Helfeshelfer für Augen machen, wenn die laugen dummen Fanghunde anstatt mit einer hübschen Dirne mit einem arretirten Spinnrädchen als Siegeszeichen von ihrem Zuge heimkehren! An einer Nase wird es gewiß nicht fehlen und die wird wahr und wahrhaftig noch länger sein als ihre Beine!“

Noch eine kleine Weile wartete er, dann trat er in das Haus und begann sein Packet zu machen. Ein Viertelstündchen später hatte er einen Ballen zusammengepackt, der wohl so dick und so groß war, als der riesige Jäger selbst. Was nur irgend brauchbar gewesen, hatte er beige-steckt, auch das kleine zu einem Altar geformte Eckchränkchen mit seinem gesammten heiligen Inhalt. Als ob die Last federleicht wäre, hob er sie auf seinen Rücken, und bepackt wie ein Saumthier eilte er dem Walde zu, wo kaum ein halbes Stündchen früher der alte Dümmler und sein blondes Töchterchen verschwunden waren.

Glücklich, ohne bemerkt zu werden, durchschritt der wahrhaft zahm gewordene wilde Jäger die Bruchwiesen und schlug sich dann in den jenseitigen Wald, wo er bald das Lindenweiher Thal erreichte und mit dem Förster und Louise bei der verabredeten Stelle am Teich zusammentraf. Der alte Mann wie das Mädchen wollten durchaus nicht, daß der treue ehrliche Mensch, der sich ihnen so uneigenmützig angeschlossen, sich mit dem gewaltigen Pack ferner abmühe. Doch der Limburger gab nicht nach. Lachend meinte er, daß der Ballen keine Last, wohl aber eine Erleichterung für ihn sei, denn er halte ja auf dem Wege die Sonne von seinem Buckel ab. In seinem Schatten marschire er noch Eins so leicht und gut. Die beiden Andern mußten sich fügen und so wurde denn die Weiterreise angetreten. So rasch als möglich wollte man die Grenze des Herzogthums nach Neunkirchen zu, zu erreichen suchen und dann nach Bliemengen sich wenden, in dessen Nähe das Kloster der Augustineri nen Gräfinthal lag, in welchem die Schwester Dümmlers als Pförtnerin lebte.

In und bei dem Louisenhof war es stille geworden, kein Laut, keine Bewegung störte die Ruhe, welche über den einsamen Ort im Walde gebreitet lag. Nur einzelne Vögelin fangen in den Zweigen, und die Sonne zeichnete ihre langsam, fast unmerklich sich ändernden Schatten auf die Lichtung vor dem halbverfallenen ideo Hause. Der Mittag war vorüber, der Abend kam, da näherte ein ungewohnter Besuch, ein Reiter, sich dem Louisenhofe. Es war ein junger Mann in einfach bürgerlicher Tracht, wenn auch das kleine Schnurbärtchen und der Degen an seiner Seite ihm einen militairischen Anstrich gaben. Mit seinem Pferde arbeitete er sich durch das unwegsame Gestrüpp, welches das Haus umgab,

dann stieg er von dem Thiere, das er vermittelst des Zügels an einen Baum festband und trat langsam doch sichtlich erregt auf das Haus zu. Ein Klopfen an der geschlossenen Thüre, anfangs bescheiden, dann immer stärker, hatte keinen Erfolg, in dem Hause blieb es stille. Der Fremde wurde ängstlicher, jetzt ging er auf die Fenster zu und versuchte durch die Scheiben in die Stube zu schauen. Er sah nichts, denn im Innern des Hauses war es bereits dunkel, doch dafür erröthete der Späher lebhaft. Er mochte sich in diesem Augenblick erinnern, daß er vor etwa fünf Tagen, am vergangenen Montag, ebenfalls durch die Fenster zu lugen versucht, jedoch unter ganz anderen Umständen, und daß, wenn er jetzt in bürgerlichen Kleidern, ein frei gewordener Mann, hier weile, dies die eigentlichen Folgen jenes Versuchs seien. —

„Sie werden ausgegangen sein,“ sagte er sich endlich, nachdem alles Forschen, Klopfen an Thüren und Fenstern, sogar lautes Rufen nach dem Förster Dümmler, sich als vergeblich erwiesen. Doch können sie nicht lange mehr draußen bleiben, die Nacht ist nahe und ich will sie erwarten. Muß ich den Vater und — Sie, doch noch einmal sprechen, bevor ich den Karlsberg für immer verlasse, um in mein bescheidenes Heim zurückzukehren. Auf der Steinbank dort will ich ihrer harren und wenn es sein muß, bis morgen früh.“

Nun band er sein Pferd los, um es in Freiheit grasen zu lassen, dann setzte er sich auf die Steinbank, sich ungehindert den Gedanken hinzugeben, die ihn lebhaft beschäftigten mochten und zu träumen von dem lieblichen blonden Mädchen, dessen Bild seine Seele so mächtig erfüllte. Dieses stille Denken und Träumen mußte einen solchen Reiz für den Einsamen haben, daß er der Stunden nicht achtete, die langsam doch unaufhaltsam vorübergingen. Die Abend Schatten waren verschwunden, die Nacht war gekommen und eine matte Helle, wie der abnehmende Mond sie verbreitet, beleuchtete nun recht unheimlich den öden Ort. Da fuhr der Träumer endlich auf. Er erwachte gleichsam und schien sich jetzt erst wieder seines eigentlichen Vorhabens und der Stelle zu erinnern, wo er weilte. Die gesuchten Bewohner des Louisenhofes waren noch immer nicht heimgekehrt, doch — dort kommen sie! — in den fernem Büschen raschelt es, als ob Jemand sich schnell der Richtung näherte.

Der junge Mann erhob sich, horchte und blickte scharf nach der Stelle hin, wo er das Geräusch nun immer deutlicher hörte. Plötzlich trat ein Mann aus dem Walde auf die Richtung. Es war nimmer der alte Förster, und die Hand des Harrenden fuhr an den Griff des Degen.

„Hollah! Wer da?“ rief jetzt der Andere stehen bleibend, mit drohendem Ton und schon im folgenden Augenblick blickte ein Degen in seiner Hand.

„Dümmler — Henry! Sie sind es?“ klang es als Antwort überrascht und recht freudig.

„Herr von Altheim! Wie kommen Sie hierher?“ entgegnete Henry, denn er war es.

„Als Freund, um Abschied von Ihrem Vater, Ihrer — Schwester zu nehmen.“

„In der Nacht und in solcher Verkleidung?“

„Ich bin seit dem Nachmittage hier, klopfte vergebens an Thüren und Fenster, das Haus war leer. Ich wollte die Ihrigen erwarten und muß hier, auf der Bank, wohl eingeschlafen sein. Geträumt habe ich auf alle Fälle. Doch Sie sind frei! und das nenne ich Glück!“

„Ich bin frei, Herr von Altheim,“ entgegnete Henry trotzig, „und werde meine Freiheit zu wahren wissen, wenn hier Verrath lauern sollte.“

„Sie thun mir Unrecht und weh, Henry! Ich selbst war Gefangener bis zum heutigen Nachmittage. Doch auch ich bin nun frei, in zweifacher Weise frei. Ich habe den herzoglichen Dienst aufgegeben und in keiner Verkleidung sehen Sie mich, sondern in der bürgerlichen Tracht, die von nun an die meinige sein wird. Ich kehre nach meiner Heimath zurück, wo ich fortan leben werde und kam hierher, um Abschied zu nehmen, wozu mir die Erlaubniß von Ihrem Vater, wie von Ihrer mir so theuren Schwester geworden. Nun wissen Sie Alles und werden mir gewiß nicht mehr mißtrauen.“

„Was kann Ihnen meine Schwester sein, Ihnen, dem stolzen Adelligen?“ sagte Henry näher tretend.

„Was sie mir sein und werden kann?“ rief Altheim enthusiastisch, „ein liebes treues Weib! wenn es mir gelingen sollte, ihr Herz und ihre Liebe zu erringen.“

Henry blickte den Sprecher scharf und durchdringend an. Dann sagte er, immer noch mißtrauisch und mit einem Anflug von bitterem Spott:

„Wie, Sie sollten im Stande sein, Ihre mit der Muttermilch eingesogenen Anschauungen so plötzlich und total zu ändern, daß sie ein armes Kind des Volkes als Ihnen ebenbürtig betrachteten?!“

„Ich bin auch als Adelliger nur ein Kind meiner Heimath und meines Volkes und stolz darauf. Wenn ein bürgerliches Mädchen meine Gattin wird, so brauche ich deshalb nimmer aufzuhören, adelig zu denken und zu handeln.“

So rief Altheim mit edlem Stolz und unwillkürlich steckte Henry jetzt seinen Degen ein.

„Ich will nicht mit Ihnen streiten,“ entgegnete er mürrisch, „doch Ihren Worten glauben, daß Sie in keiner schlimmen Absicht hierher gekommen. Doch wo sind die Meinigen?“

„Ich sagte es Ihnen schon: ich fand das Haus bereits am Nachmittage leer.“

„Haben Sie es durchsucht?“

„Ich maße mir kein Recht an, unaufgefordert einzutreten.“

„Wirklich?“

„Mein Ehrenwort darauf, Herr Dümmler!“

„So kommen Sie, wir wollen es jetzt thun.“

## Der Schatz des Geizhalses.

Original-Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

„Der Himmel stehe mir bei,“ murmelte der Wirth, als er mit verblüfftem Gesichte die Treppe herabschlich, „das ist ja der leibhaftige Paulus. Na, wenn der den Rappel in's Gebet nimmt, ist der Rappel morgen selig.“

Inzwischen beschäftigte der Gast sich von Neuem mit der Umgestaltung seines äußeren Menschen, und zwar legte er nunmehr den schwarzen Rock ab, schnürte ihn zusammen und packte ihn in seinen Hanzgen, worauf er in sein modisches Sommerhabit fuhr und darüber einen rehbraunen Sommerüberzieher zog.

Bald darauf trat auch der Wirth mit Hut und Stock in der Hand ein. Seine dunklen Augen hafteten prüfend auf die Gestalt des Fremden. Er machte im Geheimen die Bemerkung, daß dieser zwar nicht mehr ganz so schulmeisterlich wie vorhin, aber doch immer noch verzeifelt alt aussähe. Begreiflicher Weise peinigte ihn eine verzehrende Neugier, den wirklichen Namen und Stand seines räthselhaften Gastes zu erfahren.

Er benutzte den Moment, in welchem der Fremde sich mit dem Verschluß seines Hanzgens zu thun machte, um einen Blick in das Fremdenbuch zu werfen. Zu seinem Erstaunen las er: Gotthelf Otter, Konsistorialrath aus Berlin.

„Wie konnte ich mich nur so furchtbar irren?“ fragte er sich kopfschüttelnd, „das hätte ich doch gleich sehen können, daß der mit der weltlichen Schreiberei nichts zu thun hat.“

Die Männer schritten rasch neben einander her. Der Konsistorialrath war sehr schweigsam. Gewiß bereitete er sich auf die Rede vor, die er dem Geizhals zu halten gedachte.

Nun standen sie vor dem alten baufälligen Hause, das allerdings in seiner eigenthümlichen Bauart einen befremdenden Eindruck machte. Der Eingang glich einem Schilderhause. Das Dach war theilweise schadhaft, die Fensterscheiben blind, der Fuß zum größten Theile abgefallen. Seitwärts zog sich die halbverfallene Stadtmauer hin, auf welcher kleine Akazienbäume und verschiedene Gras- und Dornenarten wucherten. Zur Rechten und Linken gewahrte das Auge nichts als Bretterzäune, über welche reichtragende Obstbäume hinausragten.

„Ein sehr öder Ort,“ meinte der Konsistorialrath kopfschüttelnd.

„Ja, 's ist wahr,“ pflichtete der Wirth bei, „wer hier nicht sehr dringende Berrichtungen hat, kommt nicht her.“

Der Andere stand vor der schweren Eichenthüre. Sie wies weder einen Klopfer noch einen Drücker nach, mittelst welcher Vorrichtungen man einiges Geräusch hätte machen können. Der Fremde schlug mit der geballten Faust gegen das Holzwerk, aber es klang so matt und dumpf, als seien die Schläge auf einen Holzblock gefallen.

„Das hört er nicht,“ belehrte Platterheim, indem er

dem Geistlichen seinen verben Rohrstock überreichte, „versuchen Sie's einmal hiermit.“

Der Griff des Stockes stellte einen massiv in Silber gearbeiteten Pferdehuf dar. Als der Fremde damit gegen die Thür pochte, klang es allerdings laut und vernehmlich genug, allein drinnen blieb Alles still. Kein Laut regte sich hinter den schweren Holzpflanzen.

„Sollte er noch schlafen,“ murmelte der Fremde, „es ist noch früh am Tage.“

„Glaub's kaum,“ gab Platterheim kopfschüttelnd zurück. „Wenn er auch noch nicht aufgestanden ist, so liegt er doch jedenfalls wach auf seinem Strohbündel. Zufällig weiß ich, daß er einen leisen Schlaf hat, und diese Schläge müssen ihn erweckt haben.“

„Hm!“ murrte der Geistliche mit finsterem Stirnrunzeln, „das ist mir gerade nicht angenehm, wie soll man denn da in das alte Gulennest hineinkommen?“

„Ich wüßte wohl einen Weg, Herr Konsistorialrath!“ berichtete jetzt der Wirth mit einem Lächeln der Ueberlegenheit, „er ist allerdings ein wenig umständlich; allein wenn Sie dem alten Sünder eine Strafpredigt halten müssen, und es einmal nicht anders geht —“

„Nein, mein würdiger Freund, ich kann nicht anders!“ rief der Konsistorialrath in so feierlichem und salbungsvollem Tone, daß Platterheim ein leises Frösteln durch seine Adern rieseln fühlte, „das ist meine Pflicht und mein Beruf, und ich würde nimmer mit ruhiger Seele von hinnen scheiden können, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen müßte, daß ein verstockter und unbußfertiger Sünder ohne meinen geistlichen Zuspruch zur Hölle führe!“

„Na, denn in Gottes Namen vorwärts!“ rief Platterheim in einer Umwandlung von Humor mit feierlicher Entschlossenheit, „sehen Sie dort die Lücke in der Mauer, Herr Konsistorialrath? Da hindurch müssen wir zunächst! 's ist ein leichtes Stück Arbeit, aber schwerer, wenn wir über den Bretterzaun klettern müssen, dessen Kante mit allerlei scharfen Eisenspitzen garnirt ist. Nachher aber, wenn wir erst im Hofe sind, hat's keine Gefahr mehr!“

Der Konsistorialrath nickte mit dem Kopfe. Es war dem Wirth, als habe er nie in seinem Leben ein ernsteres, feierlicheres Gesicht gesehen. Mit langen Schritten näherte er sich der Mauerbreche, trat sorglos mit den feinen Lackstiefeln auf das vor derselben angesammelte Steingerümpel, nahm die Rockschöße zusammen, bückte sich und hatte sich im nächsten Augenblick mit aalartiger Geschmeidigkeit durch die Oeffnung geschlängelt.

„Ei! Herr Konsistorialrath,“ rief der Wirth, indem er sich gleichfalls zu der Expedition anschickte, „das geht ja wie geschmiert. Mir fällt es bei meiner Beleihtheit schon ein wenig schwerer. Na — da bin ich ja auch, Gott sei Dank!“

Sie standen in einem umfangreichen Gemüsegarten. Um sie her nickten halbweile Kartoffelstauden, und die Blätter reifender Kohlpflanzen und Runkelrüben, sowie die hin und wieder eingestreuten Sonnenblumen strömten jenen eigen-thümlichen Duft aus, welcher das Vorgefühl des Herbstes in der Seele des Spaziergängers erweckt. Das Land war durch schmale Stege abgetrennt. In einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten schlich ein trüber ziemlich breiter Graben vorbei.

„Was ist das für ein Wasser?“ fragte der Konsistorialrath, auf dasselbe deutend.

„Das ist der sogenannte Mittelgraben,“ berichtete der Wirth, „er ist eine Art Kanal und verbindet das kleine Flüsschen, die Trense, mit dem großen schiffbaren Trense-see.“ —

„Wird der See viel befahren?“

„Nur von den großen Holzlähnen und Fischern, Herr Konsistorialrath. Die Ufer rings herum sind ziemlich öde. Einzelne Dörfer und Gehöfte, weiter nichts. In seiner Mitte befindet sich eine Insel, an welcher die Schiffer früher ankerten. In neuerer Zeit thun sie das nicht mehr, weil sie sich vor dem Geist fürchten, der dort umgehen soll. Es wächst Gras in Menge darauf, und der Magistrat verpachtet die Heumutzung an den Weistbietenden, allein bewohnt ist sie nicht.“

„Aber der See hat doch einen Abfluß?“

„Das wohl, eben durch den Trensestrom. Der mündet später in den Hauptfluß. Der Mittelgraben ist nur angelegt, um schneller von der Stadt aus in den See zu gelangen. Die Trense macht einen gewaltigen Bogen. Den wollten die Fischer gern vermeiden. Hm! aber wie kommen wir nun zu unserm Geizhals?“

Der Bretterzaun hatte eine ziemliche Höhe und die verrosteten Eisenspitzen starrten drohend genug in die Luft, um jeden Versuch des Uebersteigens als illusorisch erscheinen zu lassen.

Platterheim war mittlerweile längst des Baumes hingeschlichen und um die Ecke gebogen. Jetzt lehrte er mit freudestrahlendem Gesicht zurück und sagte:

„Wir haben Glück, Herr Konsistorialrath, die Pforte steht offen! Der Geizhals hat wahrscheinlich in aller Frühe seine Felder revidirt!“

„Darin erkenne ich die Fürsorge des Herrn, welcher will, daß die verirrte Seele gerettet werde!“ ließ der Konsistorialrath sich leise vernehmen.

Sie traten durch die Pforte in den zum Hause gehörigen Garten. Die vernachlässigten Beete, das an vielen Stellen wild emporwuchernde Unkraut bewiesen, daß der Sonderling diesem Theile seiner Besitzung nur eine äußerst geringe Sorgfalt widme. Vom Hofe wurde der Garten ebenfalls durch einen Querzaun geschieden. Hier war jedoch ein Uebersteigen leicht möglich und mit geringer Mühe erreichten sie den Hof, der an Schmutz und Unordnung seines Gleichen suchte.

Kopfschüttelnd musterte der Konsistorialrath das hier und dort aufgestapelte Gerümpel, die verfallenen Stallungen, das mit starken Eisenstäben vergitterte Fenster und die starke Thüre von Eichenholz, welche mit einer eisernen Querstange verschlossen war. Der widrige Geruch in Verbindung mit

der herrschenden Todtenstille trugen nur zur Vermehrung der beängstigenden Eindrücke bei.

Der Fremde deutete auf eine alte halbzerbrochene Tonne, die unter schadhafteu Kästen und allerlei anderm Bretterwerk in einem Winkel stand.

Der Wirth nickte verständnißvoll mit dem Kopfe. Er zog die Tonne aus dem Gerümpel heraus und rollte sie bis unter das Fenster.

„Wissen Sie, daß er dieses Brennholz schon seit acht Jahren hier stehen hat?“ fragte er leise lachend. „Er fürchtet sich, ein einziges Scheit anzurühren. Wenn ihn im Winter einmal die Kälte zu hart drückt, trägt er das ganze Gerümpel ins Haus hinein und wieder heraus. Dabei vergegenwärtigt er sich, wie schlimm es erst sein würde, wenn er den kleinen Holzvorrath nun nicht besäße und die Kälte noch ärger würde, und dann wird ihm jedesmal so warm, daß er das Einheizen vergißt und während der nächsten acht Tage nicht wieder daran denkt.“

Der Geistliche stand auf der Tonne, die bedenklich hin und her wackelte. Sein Bestreben war darauf gerichtet, einen geeigneten Stützpunkt zu gewinnen, um einen Blick in die Kammer werfen zu können. Dienstbesessenen eilte Platterheim herbei und hielt das problematische Untergestell fest. Der Andere hob sich auf den Behen und faßte mit beiden Händen die Gitterstäbe.

„Ich sehe ihn, ich sehe ihn!“ klang es gleich darauf flüsternd an die Ohren des Wirthes. „Er sitzt auf einem alten dreibeinigen Schemel ohne Lehne, den Rücken uns zugekehrt und zählt Gold, Gold! funkelnagelneues Gold! Der ganze Tisch ist mit blanken Dukaten und Louisd'or bedeckt!“

„Nun ja, nun ja!“ murmelte der Wirth, „ich sagte es ja!“

Alles in Allem konnte Platterheim ein leichtes Kopfschütteln nicht unterdrücken. Er war doch ein recht sonderbarer Mann, dieser Herr Konsistorialrath aus der Residenz. Da stand er nun auf der Tonne und schaute mit gierigen Augen und fest auf einander gepreßten Lippen in die Höhle des Lasters. Was hatte diese ganz gleichsam vom Baune gebrochene Expedition wohl für einen Zweck?

Darüber sollte er indessen nicht länger in Ungewißheit bleiben; denn mit einer wahren Donnerstimme klang es plötzlich durch den Hofraum:

„Mein würdiger Freund und Bruder! Mit schmerzlicher Betrübniß muß ich sehen, wie Ihr da Schätze gesammelt habt, welche die Motten und der Kost fressen und nach denen die Diebe graben und stehlen! Mein würdiger Freund und Bruder! habt Ihr wohl schon daran gedacht, Euch Schätze für die Ewigkeit zu sammeln? Habt Ihr bedacht, daß es auf dem Wege von hier in das Jenseits weder Gepäck-Expeditionen, noch Kofferträger, noch Wechsel und Bankhalter giebt? Habt Ihr bedacht, daß unser Leben nur siebenzig Jahre währt, und daß es nur achtzig sind, wenn's hochkommt? Habt Ihr bedacht —“

Aber wie vom Blitz getroffen, hielt der eifrige Redner inne. Mit todtenblassem Antlitze sprang er plötzlich von der improvisirten Kanzel herab, faßte mit beiden Händen seinen Rockschöß und schwang sich mit einer Behemung über den

Zaun, als würde er von Dämonen verfolgt. An dem geöffneten schmalen Fenster aber erschien in demselben Augenblick ein ebenso bleiches, von Haß und Wuth entstelltes Gesicht, dessen Augen im wilden Glühen dem Fremdling nachstarrten. Das graue, leicht emporgesträubte Haar, die zuckenden Lippen, die emporgezogenen Brauen machten den Eindruck, als sei ein wildes Raubthier plötzlich gegen die Eisenstäbe seines Käfigs gesprungen.

„Noch einmal wagt's, mein Eigenthum zu betreten!“ klang es mit heiserem Getöse in den Hofraum hinaus, „ich schieße Jeden nieder ohne Gnade und Barmherzigkeit, wer in meinen Garten oder Hof kommt!“

Auf der Brüstung des Fensters lag der verrostete Lauf einer alten Vogelklinge. Die fleischlosen Hände umklammerten den Schaft und das rechte Auge des Einsiedlers streifte funkelnd über Wisir und Korn, während das linke fest geschlossen war.

„Aber Rappel, so nehmt doch Vernunft an!“ rief der Wirth in gedämpftem Tone hinauf, nachdem er kopfschüttelnd einen Moment das trotzige Gebahren des Alten beobachtet hatte. „Bedenkt doch, es ist ja der Herr Konsistorialrath Otter aus Berlin, der es gut mit Euch meint und Euch nur eine fromme Ermahnung zukommen lassen will!“

„Der ein Konsistorialrath?“ höhnte der Alte, in dessen Wesen jetzt auch nicht der kleinste Zug mehr an die kriechende Unterwürfigkeit und Unbeholfenheit erinnerte, die er am Abend vorher gezeigt hatte, „ein Schelm, ein Strolch ist er, der's auf meinen kleinen, mühevoll erworbenen Sparpfennig abgesehen hat. Der und ein Mann Gottes! da müßte ich mich nicht auf Spitzbuben-Gesichter verstehen! ein frommer Mann von der Kanzel, der mit geistlichem Zuspruch naht, schleicht nicht um die Bäume herum und klettert nicht über die Hecken, sondern er klopft bescheiden an die Thür und kommt von vorn ins Haus.“

„Das haben wir gethan, Rappel! wir haben an die Thüre gepocht, es hätte einen Todten auferwecken können, aber Ihr hörtet es nicht.“

„Und nun merkt Euch mein letztes Wort,“ rief der Einsiedler grimmig, und dabei schlug er ein paar Mal mit dem Flintenlauf auf den Fenster Sims, „wenn Ihr etwa ein Geschäft daraus machen wollt, mich den Gästen, die bei Euch verkehren, zu zeigen, als wäre ich so eine Art Wunderthier, so wartet ab, bis ich's selber für gut finde, mich vorzustellen und sorgt ferner dafür, daß ich etwas für meine Mühe erhalte. Ihr aber und Euer hergelaufenes Volk brauchen nicht den Fuß auf mein Grundstück zu setzen. Ich will es nicht und noch einmal, ich schieße Jeden nieder, der es wagt, über meinen Gartenzaun zu steigen.“

Er hatte die letzten Worte in unnenbar großem und erhöhtem Tone geschrien.

„Aber die Pforte stand ja offen,“ wandte der Wirth in begütigendem Tone ein.

„Gleichviel! Ich nehme nun einmal an, Ihr seid gewaltsam eingedrungen, weil sie sonst nie offen steht und Ihr Euch denken konntet, daß sie nur einmal aus Unachtsamkeit offen geblieben. Konnte ich denn ahnen, daß Leute, die einigen Anstand besitzen, von hinten herangeschlichen kommen werden? Wenn ich auch nur ein einfacher Arbeiter in Euren

Augen bin, verlange ich doch, daß Ihr mich in meinem Hause ungechoren läßt. Und das braucht Ihr nicht zu denken, daß ich für die sechs Dreier, die Ihr mir täglich zubilligt, Euch auch noch in meiner ärmlichen Wohnung bewirthe! und nun macht, daß Ihr fortkommt.“

Beim letzten Worte zog sich der Alte vom Fenster zurück, aber das Brummen und Raisonniren im Innern der finsternen Behausung dauerte fort.

Kopfschüttelnd verließ der Wirth den Hof und zwar auf demselben Wege, den er gekommen war. Auf dem Felde erwartete ihn Otter, der sich inzwischen von seinem Schreck erholt hatte, in dessen Antlitz sich jedoch wieder der frühere lauernde Zug bemerkbar machte.

„Das ist ja ein wahrer Wütherich,“ begann er tief Athem holend. „Nein, für so entsetzlich hätte ich diesen alten Cerberus nicht gehalten.“

„Habe ihn selber noch nicht so grimmig gesehen,“ meinte Platterheim kopfschüttelnd, „würde mir sonst wohl die Sache ein Wenig überlegt haben. Läßt sich sonst ganz gut mit ihm verkehren, aber — nun sehe ich's ein, wenn ihm Jemand näher auf den Leib rückt, als ihm paßt, kann er auch grob sein.“

„Es war ein Glück, daß ich mich zurückzog! nein, da will ich lieber Hottentotten und Fidschi-Insulaner bekehren, als einen so hartgefottenen Sünder!“

Der Muschelwirth nickte stumm mit dem Kopfe. Sinnend schritt er neben dem erregten Gaste her.

„Aber es soll mir eine Warnung sein,“ fuhr dieser wieder in seinem salbungsvollen Tone fort, „ich werde in erster Linie fortan den Spruch beherzigen: „Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um!“ Was hätte ich und die Welt nun davon, wenn er mir eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte?“

„Pah!“ lächelte der Wirth, „so schlimm ist's nun gerade nicht. Er hat ja das alte Gewehr nur, um sich Sonntags einige Sperlinge zu einem Braten zu schießen. Ich wette, daß Sie in seiner ganzen Behausung keine Kugel finden, die zum Ausblasen irgend eines Lebenslichtes geeignet wäre.“

„Nun! auch ein paar Schrotkörner sind dazu geeignet,“ murmelte der Fremde in halber Zerstretheit. „Ich bedauere wirklich, daß ich meine Zeit und Kraft dieser verlorenen Seele zugewendet habe. Allein, das ist das letzte Mal gewesen. Mag Jeder selber sehen, wie er in das Himmelreich gelangt. Ich danke für die Ehre, den Vermittler zu spielen.“

Eine tiefe Unzufriedenheit klang aus seinen Worten. Er sah mit finster zusammengezogenen Augenbrauen vor sich nieder und als sie vor dem Gasthause zur Muschel standen, bat er den Wirth, ihm den Ranzen herunterzusenden, da er nicht erst wieder die Treppe steigen wolle.

Platterheim brachte selber das Gepäckstück, und Otter verabschiedete sich von dem Wirth und stellte ihm auf seine Bitte, gelegentlich wieder in der Muschel einzusprechen, seinen Besuch auch bei der Rückkehr in Aussicht. Eine halbe Stunde später hatte der Fremde das Städtchen verlassen.

## Drittes Kapitel.

Zwischen Rappel und Platterheim schien seit diesem Tage eine gewisse Spannung zu herrschen. Der Geizhals fand sich nicht mehr in der goldenen Muschel zur Verrichtung der kleinen häuslichen Arbeit ein, welche Hausknecht, Magd und Kellner bei dem jetzt lebhafter auftretenden Fremdenverkehr liegen lassen mußten.

Ebenso entschieden wies er die Speisereste zurück, die Platterheim ihm durch Friederich, den Hausknecht, sandte. Der Alte schien durch die Art und Weise, wie der Muschelwirth ihn und seine Häuslichkeit einem Fremden verrathen, aufs Tiefste verletzt. Er brach jeden Verkehr mit Platterheim's Leuten ab und bewarb sich um eine andere Arbeitsstelle, die er auch bei dem Löwenwirth, dem Konkurrenten seines früheren Brodherrn fand.

„Was frage ich nach dem alten Narren?“ dachte dieser und nahm noch einen zweiten Knecht in Dienst, der zugleich mit Pferden umzugehen verstand und sich durch besondere Kraft und Gewandtheit auszeichnete, „mag er sehen, wie er bei anderen Leuten fertig wird, wenn er das Gute in meinem Hause nicht zu schätzen weiß. Zu dem Löwenwirth paßt er übrigens besser, wie zu mir, denn das ist auch so ein habfüchtiger Patron, der nie genug bekommen kann!“

Tage und Wochen verstrichen. Ein milder Nachsommer ruhte mit seinem Sonnenschein und seinen weißen Fäden über dem bunten Laub der Bäume und den wellen Gräsern. Der Muschelwirth dachte wohl kaum noch an den bekehrungsfüchtigen Konsistorialrath, der zu seiner Erholung in's Gebirge reiste und schon auf der ersten Haltestation unwillkürlich in seine amtliche Thätigkeit zurückfiel. —

Wieder rasselte die Postkutsche unter schmetternder Hornfanfare zum Städtchen herein und wieder eilte Meister Platterheim in dem Momente des Haltens über die Straße nach dem Posthause, um den Insassen mit freundlichem Zuspruch zu begrüßen und in die goldene Muschel hinein zu bugsilren. Diesmal war es ein junger Mann mit einem hübschen offenen Gesicht und von einfachen Manieren. In seiner Kleidung lag weder etwas Luxuriöses, noch gab sich darin eine besondere Sorgfalt zu erkennen. Er zog auf den freundlichen Gruß des Muschelwirthes bescheiden seinen Hut und erwiderte auf dessen Frage:

„Ja! ein Zimmer könnte ich wohl brauchen, natürlich nur auf eine Nacht, da ich morgen früh nach der Bahnhofstation zurückreisen will. Es wäre mir jedoch angenehm, wenn Sie mir nicht einen zu hohen Preis machten, Herr Wirth!“

Platterheim's Gesicht wurde ein wenig länger, aber dennoch erwiderte er mit der Höflichkeit, die er sich ein für alle Mal zum Grundsatz gemacht hatte:

„D, ich habe sehr einfache und billige Logis im Hause, wenn Sie nur die Güte hätten, mir zu folgen.“

Der Fremde antwortete durch ein kurzes Kopfnicken. Sie schritten in die Muschel hinein und Platterheim führte seinen Gast in ein kleines Eckzimmer des zweiten Stockes, das sich von den übrigen Gastzimmern durch größere Einfachheit und geringere Bequemlichkeit unterschied. Das ganze Mobiliar bestand in einem Bett, einem Stuhl und einer Waschoilette.

Der Fremde war ohne alles Gepäck. Er ließ sich auf dem Stuhle nieder und stierte nachdenklich vor sich hin. —

Platterheim war durch mancherlei Vorfälle in seiner Gastwirths-Carriere zu einem vorsichtigen Verhalten gegen alle gepäcklosen Gäste gedrängt worden. Er beschloß also, sich von dem Stande und Charakter des Fremden, den er für einen Handlungsdienner hielt, vor allen Dingen genau Kenntniß zu verschaffen.

„Ihr habt wohl Geschäfte hier am Ort?“ fragte er scheinbar absichtslos, indem er that, als wollte er sich entfernen.

„Ja, ich habe allerdings ein kleines Geschäft hier, wenn man es so nennen will,“ antwortete der Gast freundlich, „kennen Sie vielleicht einen gewissen Rappel hier im Ort?“

„Ob ich den kenne!“ rief Platterheim aufhorchend, „freilich kenne ich ihn. Habe ihn ja in meiner Haushaltung eine Zeit lang beschäftigt. War mir aber zu träge und auch zu habfüchtig, und ich mußte ihn wieder fortschicken. Habt Ihr etwa mit dem ein Geschäft abzumachen? Dann bedauere ich Euch des Verlustes wegen, den Ihr dabei haben werdet!“

„Nun — nun,“ lächelte der Fremde, „so gar schlimm wird's doch nicht sein, es wird sich doch hoffentlich mit ihm reden lassen?“

„Ja, aber nicht in seiner Wohnung. Dort könnte es sich leicht ereignen, daß er Euch den Willkomm' mit seiner alten Vogelflinte entgegenthalte,“ murrte der Wirth.

„Sie sind wohl auch nicht gut auf ihn zu sprechen?“

„Na ob! So ein alter, schäbiger, filziger Geizhals soll noch das Licht der Welt erblicken!“

Und nun folgte eine haarsträubende Schilderung der Lebensweise und Gewohnheiten des Einsiedlers, gewürzt mit einigen Anekdoten, die seine auf die äußerste Spitze getriebene Sparsamkeit illustrirten.

Lächelnd hörte der Fremde zu. Er schien nachzudenken. Den Wirth plagte die Neugier ganz entsetzlich. Es war ja ein zu außergewöhnliches Ereigniß, daß ein Reisender mit der Post kam, der mit dem alten Rappel ein Geschäft abzumachen hatte.

„Es kommt immerhin darauf an, was für ein Geschäft es ist, das Euch hierher führt,“ hub er nach einer Pause von Neuem an.

„D, das ist einfach genug. Ich habe mich mit Rappels Tochter verlobt, dem Zulchen, wenn Sie die kennen. Sie ist Kammerjungfer bei der Frau Justizräthin Schwanfelder und ich bin Bureauvorsteher bei dem Herrn Schwanfelder, habe ein fixes Einkommen von 30 Thalern monatlich und 25 Thaler Weihnachts-Gratifikation, nebenbei eine kleine Praxis, die mir auch manches einbringt. Nun wollen wir uns heirathen. Justizraths haben uns lieb und geben ihren Segen und noch hundert Thaler obenein. Der Alte soll aber auch etwas thun, und das ist der Zweck meines Hierseins. Deshalb bin ich hergekommen, um seine Zustimmung zu erbitten, und da er so sehr reich sein soll, so meine ich, es wird ihm gleichfalls auf Hundert Thalerchen nicht ankommen.“

Platterheim lächelte sarkastisch: „Die Einwilligung zu

Eurer Verheirathung wird er Euch schon geben, was aber die hundert Thaler Hochzeitzuschuß betrifft, so könnt Ihr sie — wie man hier zu Lande zu sagen pflegt — ruhig in den Schornstein schreiben.“

„O, ich habe nicht die geringste Sorge!“ gab der Fremde kaltblütig zurück. „Ich bin im Besitz eines Mittelchens, womit sich Manches erreichen lassen wird.“

„Nun — das Mittelchen möchte ich kennen lernen!“ warf der Wirth mit dem alten Lächeln hin.

„Ist vorläufig noch mein Geheimniß!“ flüsterte der Andere mit den Augen zwinkernd, „nun aber sagt mir das Eine: „Ist mein zukünftiger Schwiegervater wirklich so reich, wie im Allgemeinen die Sage geht?“

Der lächelnde Zug in Platterheims Gesicht artete in ein Grinsen aus, das gemüthlich sein sollte, in Wahrheit aber recht ironisch schien.

„Wißt Ihr Freund, wenn Ihr das Geld, das der Geizhals baar im Kasten liegen hat, Euer nenntet, so könntet Ihr Euch ein stattliches Haus in der Residenz bauen, und eine allerliebste Villa obenein, und Euer Lebtag brauchtet Ihr nicht mehr zu arbeiten!“

Die Augen des Fremden leuchteten. Es schien eine ganze Fluth von Gedanken durch sein Gehirn zu brausen, so ernst und nachdenkend sah er aus.

Platterheim verwandte kein Auge von dem jungen Manne. Ein unbesiegbarer Drang, möglichst viel über den zukünftigen Schwiegersohn des alten Rappel zu erfahren, veranlaßte ihn zu der Bemerkung:

„Wenn man es recht nimmt, so spekulirt Ihr gar nicht so schlecht. Zulchen ist das einzige Kind des alten Harpag und sein Vermögen kann Euch ja nicht entgehen. In's Jen-seits wird er's ja nicht mit hinüber nehmen.“

„Glaubt nur nicht, daß ich das süße, liebe Zulchen des Geldes wegen nehme,“ belehrte der Fremde. „Ich habe das Mädchen von Herzen lieb. Das ist's! Und ich würde sie heirathen, auch wenn sie keinen Heller besäße.“

Platterheim wollte sich entfernen. Der junge Mann hielt ihn aber mit den Worten zurück:

„Auf ein Wort, Herr Wirth; ich muß mit meinen kleinen Mitteln recht haushälterisch umgehen. Es wäre mir, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sehr erwünscht, wenn Sie mir den Preis für die Benutzung dieses Zimmers auf eine Nacht, sowie für ein kleines Frühstück schon jetzt festsetzen wollten. Ich rechne zwar trogalledem auf meinen zukünftigen Schwiegervater, allein — man kann immerhin nicht wissen. Besser ist besser.“

Platterheim musterte den Reisenden mit einem Blicke, als wolle er sagen: „Du scheinst entweder ein rechter Habenchts oder kommst auf den Schlag Deines zukünftigen Schwiegervaters.“ Laut aber fügte er dann hinzu:

„Auf eine Nacht inclusive Licht und Bedienung lasse ich

Euch das Zimmer für einen Thaler. Frühstück müßt Ihr extra bezahlen und kommt es darauf an, was Ihr Euch geben läßt.“

„Einen Thaler?“ fragte der Gast, indem er sich von seinem Sitz erhob, „nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Platterheim, aber mehr wie einen Thaler gebe ich in der Residenz für einen ganzen Monat nicht aufs Logis. Mein! da will ich's doch lieber lassen. Wenn man im Begriff steht, einen kleinen Haushalt zu gründen, kann man nicht fest genug seine paar Pfennige zusammenhalten.“

„Um!“ machte der Wirth ironisch, „dann werdet Ihr Euch wohl bei den Eichhörnchen und Maulwürfen ein Nachtquartier suchen müssen, denn der Löwenwirth verlangt doppelt so viel.“

„Nun — es ist nach Umständen bei Eichhörnchen und Maulwürfen noch besser, als unter schlechten Menschen. Ich habe vor der Stadt recht hübsche buschreiche Anlagen gesehen. Die Nächte sind noch nicht so kalt und meinen Plaid habe ich bei mir. Eine Nacht vergeht bald; Herr Platterheim, ich will's einmal versuchen!“

Er streckte dem Wirth die Hand entgegen. Der aber zog die seine kühl zurück und sagte:

„Adieu! adieu! macht, daß Ihr in Euer Nachtquartier kommt. Hoffentlich findet Ihr ein paar Kohlköpfe, auf die Ihr Euer Haupt legen könnt und an Runkelrübenblätter, mit denen Ihr Euch zudecken könnt, wird ja auch kein Mangel sein!“

„Nichts für ungut,“ gab der Fremde ohne Groll zurück, „ein Feder strecke sich nach seiner Decke und Armuth ist keine Schande. Und was das Ruhelassen und die Bettdecke anbelangt, so werden es mein gutes Gewissen und mein Plaid auch thun! Gute Nacht!“

Er nickte dem Wirth freundlich zu und schritt zur Thüre hinaus, während Jener unmutig die Worte vor sich hinnermelte:

„Das ist so ein Strolch von der Art, die uns unsere Bettfedern, und unsere Servietten und Bestecke stehlen. Ich bin froh, daß ich den Kerl nicht im Hause habe. Mit der Beche wäre er mir mindestens durchgebrannt.“

Während dieser Worte hatte er sich nach dem Gastzimmer begeben, wo sich inzwischen einige Bürger des Städtchens zum Politisiren eingefunden hatten.

Die Neugier plagte ihn bei alledem nicht wenig. Er hätte gern gewußt, wie sich das Geschäft des Fremden mit dem Geizhals abwickeln würde, und ob der Schreiber sich nicht noch an demselben Abend nach dem einsamen Hause begeben und die Nacht in demselben zubringen würde. Als er jedoch an das Fenster trat, um dem jungen Manne nachzusehen, war dieser bereits in der Dunkelheit verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

## Der schöne Caddeo.

Erzählung nach authentischer Quelle.

(Fortsetzung.)

„Also auch noch eine Mordthat bei uns! ach, das ist entsetzlich!“ stöhnte der Haushofmeister, wie vom Fieber geschüttelt.

Ein Blick, welchen der Marquis auf seinen alten Laborde warf, sagte ihm zur Genüge, daß, um Anordnungen zu treffen, dieser in der jetzigen Verfassung ganz unfähig sein werde.

„Mathieu, laß Lichter anzünden, ich werde selbst mit in den Pavillon gehen,“ befahl der Marquis.

„Aber um's Himmelswillen, Herr . . .“

„Ruhig, Laborde, ich will, und das entscheidet, denke ich.“

In wenigen Minuten traten sämmtliche Diener, es waren deren, außer dem Gärtner, welcher mit seiner Laterne voranschritt, nur sechs, mit brennenden Lichtern, den Herrn Marquis und Herrn Laborde, der sich ziemlich dicht an dessen Fersen hielt, in ihre Mitte schließend, den Weg nach dem Pavillon an.

„Da liegt der Mensch noch . . . er scheint es unterdeß ausgemacht zu haben . . . er regt sich nicht mehr,“ sagte der Gärtner.

„Leuchtet näher her!“ befahl der Marquis.

Nun fiel der Schein der Lichter auf den am Boden in einem Blutümpel Liegenden und der Marquis blieb gleichsam sprachlos bei dessen Anblick stehen. Endlich stieß er den Namen „Jacques de Monterrot!“ aus.

Herr Laborde beugte sich, erstaunt, diesen ihm ominösen Namen von des Marquis Lippen aussprechen zu hören, hinter seinem Gebieter hervor und blickte auf das bleiche, vom Lichtscheine beleuchtete Gesicht des scheinbar Todten. Er war so sehr überrascht, daß ihm ganz unbewußt die Beistimmung entschlüpfte:

„Bei Gottes heiligem Kreuze, das ist der Chevalier von Monterrot!“

War es Zufall, daß der am Boden Liegende sich regte und dadurch Zeichen von Leben gab, oder hatte die Nennung seines Namens den Weg zu seinen Ohren gefunden? wer konnte das entscheiden?

Der Marquis befahl, ihn in's Haus zu tragen und seinen Hausarzt zu holen.

„Kommen Sie, Laborde!“ sprach er dann und der Haushofmeister nahm eines der Lichter, um den Rückweg zu erhellen.

Obwohl Beide in das bewohnte Mittelgebäude eintraten, blieb der Marquis stehen und richtete den Blick auf den ganz dunkel gewordenen Nachthimmel und brach dann, wie von einer schmerzvollen Empfindung gedrängt, in die Worte aus:

„Rein Stern leuchtet . . . Alles finster, wie verschlossen . . . und doch giebt es einen allmächtigen Gott, dem nichts verborgen bleibt, dessen Auge nichts entgeht.

Heute hat er, der allsehende Vergelter, den in meine Hand gegeben, der mein ganzes Lebensglück vernichtete. Ich soll ihn da sterben sehen, wo er so schändlich an mir gesüßelt hat!“

Eine Weile noch blieb er stehen und schaute in das tiefe Dunkel der unermessenen Regionen hinauf, dann athmete er schwer auf und, in das Haus eintretend, sagte er:

„Laborde, sorgen Sie dafür, daß Keiner der Leute von diesem Ereigniß etwas ausplaudert. Gegen Niemand, hören Sie?“ —

Wir knüpfen hier die kurze Schilderung einiger, Herrn von Monterrot betreffende Ereignisse an, um nicht später des Lesers Aufmerksamkeit durch nothwendig sich zeigende Erklärungen zu stören.

Dieser junge Edelmann hatte seinem gültigen Verwandten, dem Marquis, seine Stellung bei Hofe zu danken, leider aber lag auch nicht die Spur von Dankbarkeit in seinem Gemüthe. Er gehörte unter jene große Zahl Herzloser, die es trefflich verstehen, hinter schönen, glatten Redefloskeln einen schlechten Charakter zu verbergen und die nur den Augenblick als ihre Gottheit ansehen.

Aus dem Mangel erlöst, der von väterlicher und mütterlicher Seite sein einziges Erbtheil war, gab er sich, ohne daß es sein Wohlthäter, der Marquis, ahnte, in's Geheime dem lasterhaften Lebenswandel hin, durch den sich in damaliger Zeit so viele junge Edelleute auf eine traurige Weise berüchtigt machten. Die reichlichen Unterstüzungen, die er vom Marquis empfing, gewährten ihm die Mittel dazu. Er war leidenschaftlicher Spieler und da er nicht ganz ohne Glück spielte, so konnte er seine Begierde befriedigen, ohne gerade in eine bedeutende Schuldenlast zu verfallen. Sein hübsches Aeußere und gewandtes Wesen hatte ihm des Königs besondere Gunst errungen und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, ihn in große Achtung bei spekulativen Leuten zu setzen, welche nach Freundschaften dieser Art suchten, um gelegentlich sich durch sie gehoben zu sehen.

In einem Klub ausgelassener, junger Cavaliere hatte Einer die Rede auf die schöne Gemahlin des Marquis gebracht und behauptet, daß diese junge Dame, obwohl heißes spanisches Blut in ihren Adern fließe, doch ein wahrhafter Tugendspiegel sei.

Herrn von Monterrot's still lächelnde Miene schien anzudeuten, daß er darüber anderer Meinung sei. Es entspann sich ein heftiger Streit deshalb und zuletzt rief Monterrot fast zornig;

„Ist es nicht, um toll zu werden, daß Ihr etwas nicht für möglich haltet, was doch eigentlich in der Natur der Sache liegt! Seht nur den Marquis und seht mich an, Tag und Nacht. Glaubt Ihr, die Spanierin habe so

schlechte Augen, daß ihr der Unterschied entgehen sollte? Gelegenheit macht Diebe!“ setzte er lachend hinzu.

Dieser Flecken, auf die Ehre der Gemahlin seines Wohlthäters geschleudert, empörte selbst die Meisten dieser eben nicht tugendhaften Gesellschaft als eine durch nichts begründete Großsprecheri, fast wäre es zum Messen der Klängen gekommen, da tauchte in diesem verhängnißvollen Moment in Herrn von Monterrot's Hirn der glückliche Einfall auf, sich anheischig zu machen, gelegentlich ihnen den Beweis von seiner Behauptung zu stellen, und man ging darauf ein, selbst wenn Jahre bis zu der Beibringung seines Beweises erforderlich sein sollten, geduldig auszuhalten.

Es war gewiß seltsam, daß Jacques von Monterrot, der bis zu dieser Stunde die Marquise entweder nicht so schön gefunden, um eine Neigung für sie zu fühlen, oder vielleicht auch durch eine gewisse, mit seiner frivolen Gesinnungsweise allerdings im Widerspruche stehende Schicklichkeit gegen sie, die Gemahlin seines Wohlthäters, sich zurückgehalten fand, ihr in frevelhafter Weise zu nahen, seine Ansicht über sie wunderbar schnell veränderte. Sie war wirklich ein schönes Weib, und sein Calcül, daß sie als heißblütige Spanierin mit ihrem Gemahle, der mehr Gelehrtheit, als Liebesfeuer besitze, nicht sehr glücklich sein könne, bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß es keine allzu schwierige Aufgabe sein werde, sie in Versuchung zu führen.

Er begann demnach sich ihr mehr und mehr zu nähern, und die arglose schöne Frau, angesprochen durch sein Talent, ein guter Gesellschafter zu sein, gestattete ihm, sich ihr ergeben zu zeigen.

Der Marquis freute sich des freundlichen Verhältnisses zwischen Beiden. Er sah es gern, daß Jacques als ihr Cavalier bei ihren täglichen Spazierritten sie begleitete, da er selbst nicht so sehr für die edle Reitkunst eingenommen war und seiner Gemahlin doch nicht das Vergnügen, zu reiten, verkümmern wollte. Auch gewährte es ihm Freude, daß sie, welche Herrn von Monterrot bisher nur soweit beachtet hatte, als dies die Form höflichen Umganges erforderte, jetzt zuweilen ihn lobte als einen Cavalier von höchst angenehmen Manieren, der zugleich sich vieler Bildung rühmen konnte, was seiner Unterhaltungsgabe einen besondern Reiz verleihe.

Herr von Monterrot lebte der festen Ueberzeugung, daß es nur eines vom Glücke ein wenig begünstigten rechtzeitigen Sturmes auf das Herz der schönen Spanierin bedürfe, um ihn an's Ziel zu bringen, und eines schönen Tages — der Marquis war auf einer kleinen Tour in der Nähe von Paris begriffen, von wo er erst am nächsten Tage zurück erwartet wurde — wagte er denselben. Kurz vorher hatten sie über eine vom Dichter mit überschwänglichem Pathos ausgestattete Liebeszene eines Theaterstückes gesprochen, als der Kammerherr plötzlich vor ihr auf's Knie sank und ihr seine Leidenschaft für sie gestand.

„Köstlich! Sie spielen superb, Herr von Monterrot!“ lachte die Frau Marquise, welche glaubte, es liege ihm an, die Art und Weise ihr vorzuführen, wie er sich eine Liebeszene denke. „D, Sie könnten unseren Dichtern und Schau-

spielern als Muster in der natürlichen Begeisterung dienen, wie eine wahrhaft innige Liebe sie erzeugen kann.“

„So liebe ich Sie, göttliche Frau!“ rief der Belobte mit Leidenschaft und rollte vor ihr das Geheimniß auf, welches, wie er sagte, ihn so ausschließlich beherrsche, daß er fast nichts Anderes mehr denken könne.

Erstaunt fragte die Marquise:

„Sie spielen keine Komödie, Herr von Monterrot? Ihre Liebeserklärung gilt in allem Ernste mir? O, sagen Sie doch nein, ich bitte Sie! Was hätte ich denn begangen, daß Sie ein solches schamloses, frevelhaftes Geständniß gegen mich wagen dürfen?!“

„Ihre Schönheit, Ihr liebreizendes Wesen kagen Sie an — dies gab mir den Muth!“ rief er, seine Hand nach der ihren ausstreckend.

„Hinweg aus meinen Augen! Sie sind ein verworfener Mensch — ich verachte Sie. Und wenn ich gegen meinen Gemahl von Ihrem schändlichen Geständniß schweigen werde, so geschieht es nur, daß ich ihn nicht durch die Kenntniß Ihrer niedrigen Gesinnungsweise betrüben will.“

Ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, verließ sie schnell das Zimmer.

Einen solchen Ausgang hatte er nicht erwartet. Die Demüthigung, welche er jetzt erlebte, griff tief bei ihm ein, er zitterte vor Zorn und sein Gesicht ward ganz bleich. In welcher Selbsttäuschung hatte er sich befunden! Sie verachtete ihn — er war ihr nichts, als ein verworfener Mensch. Und die Wette, zu der er sich anheischig gemacht — sie war ein verlorenes Spiel, wenn es ihm nicht gelang, es zu seinen Gunsten zu wenden! Ha, der Gedanke fiel so wunderbar mit seinem Zorn übereinstimmend zusammen!

„Ich muß ihr die Verachtung gegen mich bezahlen, und ich will es!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Diese düffelhafte Spanierin soll in dieser Stunde ihr eigenes Urtheil gesprochen haben! Verachtet muß sie das Haus verlassen!“

Wie diese Rache auszuführen sein werde, machte ihm keinen Kummer, er war sehr erfinderisch und konnte sich in der Beziehung auf sich verlassen.

Es fiel nicht sehr auf, daß er nicht mehr so oft in das Haus des Marquis kam, weil der ihm sehr gewogene König einestheils den Hof nach Versailles verlegt und dann auch die Gewohnheit hatte, alle die, welche er begünstigte, gern in seiner Nähe zu sehen. Die Reise, welche er dann im Gefolge des Königs machte und die Missionen, die dieser ihm übertragen, hielten den zum Kammerherrn Beförderten auf die Dauer von fast zwei Jahren fern von Paris, aber seine Rache vergaß er deshalb nicht. Er hatte im Hause des Marquis einen von dessen Bedienten kennen gelernt, dessen feile Seele um Geld Alles that. Durch ihn war angeblich zur Abendzeit ein Brief gefunden und dem Herrn Marquis übergeben worden. Dieser erkannte die Handschrift seiner Gemahlin auf der Adresse, welche an eine ihrer Freundinnen, die Tochter des beim Reichstage zu Regensburg akkreditirten spanischen Gesandten, gerichtet war. Da ihn der Diener auf der Treppe gefunden, wie er sagte, so erschien es nicht besonders auffällig, daß das Siegel des Couverts durch Darauftreten gebrochen worden.

Der Marquis wußte selbst nicht, warum er sich der Neugierde hingab, den inliegenden Brief durchlesen zu wollen, argwöhnische Beaufsichtigung seiner Gemahlin war sonst seine Gewohnheit nicht.

„Was werde ich lesen!“ rief er heiter vor sich hin. „Sie wird ihrer Freundin unser glückliches Leben schildern, ihr mittheilen, welch' einer Gnade der Himmel uns durch den Besitz unseres kleinen Julien gewürdigt hat.“

Der Gedanke war zu schön, das geheime Glück seiner von ihm so sehr geliebten Gemahlin darin ausgesprochen zu finden, daß er ohne Bögern den Brief entfaltete. Nach einer Weile aber zeigten seine Züge den Ausdruck des heftigsten Schreckens, er ward bleich unter dem Lesen, zuletzt entfiel der Brief seinen Händen, er zitterte wie ein schwaches Kind. Was er gelesen, war der vollständigste Mord an Allem, was bis jetzt in seinen Augen heilig erschienen war. In diesem Briefe vertraute seine Gemahlin ihrer Freundin an, daß bei ihr von einer Liebe zu ihrem Gemahle keine Rede sei und sie sich höchst unglücklich fühlen würde, wenn sie sich nicht, durch ihr eheliches Verhältniß gedeckt, in's Geheime zu entschädigen wisse. Fast spaßhaft erschien ihr aus diesem Grunde die Härlichkeit ihres Gemahles gegen ihren kleinen Julien, für dessen Vater er sich halte.

Lange Zeit fehlte dem Marquis die Fähigkeit, geordnet zu denken. Endlich ermannte er sich. Laborde empfing den Befehl, seine Gemahlin zu ihm zu rufen.

„Die Frau Marquise ist in's spanische Hotel gefahren und noch nicht zurück,“ lautete die Antwort.

Wie schrecklich stimmte dieselbe mit ihrer Absicht, den all sein geträumtes Glück mit einem Schlage zerschmetternden Brief durch Vermittelung der Gesandtschaft nach Regensburg zu befördern. Wie der Marquis wußte, war der hiesige Gesandte, welcher erst kürzlich seinen hohen Posten angetreten, ein naher Verwandter des beim deutschen Reichstage akkreditirten; eine Korrespondenz zwischen Beiden daher ganz natürlich. Durch einen Zufall hatte sie den abzusendenden Brief hier im Hause verloren.

Tiefe Scham überkam den Marquis, sich zum Gegenstande des frivollsten Hohnes gemacht zu wissen; er beschloß deshalb, darüber zu schweigen, im Stillen aber nach dem von ihr Begünstigten zu forschen, eine Trennung seiner Ehe auf eine möglichst glimpfliche Weise herbeizuführen.

Von nun an durfte der kleine Julien nicht mehr in seine Nähe kommen, der Bruch mit seiner Gemahlin erweiterte sich tagtäglich mehr zur unüberbrückbaren Kluft, nur vor der Oeffentlichkeit hielten beide Gatten den Ton guten Einvernehmens mit einander aufrecht. Ihr Stolz fühlte sich von seinen jeweilig dunkel gehaltenen Auspielungen von Untreue und frivoler Gesinnungsweise auf's Tiefste empört, aber sie glaubte ihn geistig krank und hoffte, daß er zur Erkenntniß kommen werde.

So unermüdet auch der Marquis all ihrem Thun nachforschte, so vermochte er doch nichts zu entdecken, was gegen sie zeugen konnte, und diese vergeblichen Forschungen trieben ihn oft zu dem Gedanken, daß der Brief eine höllische Erfindung sei, und er war nahe daran, eine dies traurige, ihr beiderseitiges Leben verbitterndes Kapitel auseiandersetzende Scene herbeizuführen, als Laborde, welcher von dem Marquis

erfahren hatte, daß dessen Verwandter, der Kammerherr von Monterrot, in den nächsten Wochen zurückkehren werde, ohne Arges zu denken, äußerte:

„Das wird die Frau Marquise sehr erfreuen, Herr von Monterrot besaß ihre Gunst als ein sehr guter Gesellschafter.“

Diese Bemerkung fiel bei dem Marquis auf einen so empfänglichen Boden, daß es bei ihm bald zur Ueberzeugung reifte, Monterrot, sein Verwandter, müsse Derjenige sein, auf den seiner Gemahlin Brief zu deuten sei. Dies zu entdecken, war nun sein ganzes Streben. Um ihn — er hielt in seiner Verblendung ihn nicht einmal für den Verführer, sondern für den Verführten — ganz an sich zu fesseln, auf sein Herz einzuwirken, bezahlte er dessen Spielschulden, und Monterrot war ihm dadurch zur größten Dankbarkeit verpflichtet, die derselbe ihm mit den heiligsten Eiden zuschwor.

Kurze Zeit darauf folgte das von dem Marquis einigen seiner Freunde gegebene Frühstück, und der Leser kennt bereits aus des Haushofmeisters Laborde Erzählung nicht nur, welche Bekenntniß Monterrot im Rausche dem Marquis ablegte, sondern auch, welche Folgen diese Schandthat herbeiführte. Die Frau Marquise willigte in die von einem im Auftrage ihres im Bade sich befindenden Gemahls handelnden Advokaten in die Trennung von ihm und hatte mit Unwillen jede ihr gebotene Entschädigungssumme entschieden abgelehnt, für ihren Sohn jedoch die vollständige Anwartschaft auf des Marquis zu hinterlassendes Vermögen nebst einer dessen Geburtsrange angemessene jährliche Erziehungssumme vorbehalten; der Marquis war darauf eingegangen, und als er aus dem Bade zurückkehrte, hatte seine Gemahlin mit ihrem kleinen Julien Paris kurz vorher verlassen und war nach Spanien zurückgekehrt, wo sie auf einem nicht allzu großen, durch Erbe ihr vor Jahren zugefallenen, Landgute ihren Sitz nahm.

Mit Mühe hielt sich der Marquis aufrecht und überwand allmählig den sein Lebensglück vernichtenden Schlag. Jede Gesellschafterlichkeit mit seinen Standesgenossen aufgebend, ging er nur noch mit Gelehrten und Künstlern um. Alle Nachrichten, die er aus Spanien über seine Gemahlin einzog, lauteten übereinstimmend dahin, daß sie ein einsames, zurückgezogenes und nur der Erziehung ihres Sohnes gewidmetes Leben führe. War das Neue? Der Marquis nahm es dafür.

Fast waren zweiundzwanzig Jahre seit der Zeit verfloßen, als Herr von Monterrot, zum Tode verwundet, in des Marquis Garten gefunden ward. Seine anfänglich glänzende Carriere hatte sich schnell verändert. Eine Verrätherei, welche er an einem Herzensgeheimniß seines königlichen Gönners begangen, irug ihm lebenslängliche Verbannung vom Hofe ein; und als Abenteuerer durchstreifte er nun Europa. Er hatte jahrelang als Spieler Glück, aber wie das Letztere, auf schlechte Weise erworben, nie von Dauer ist, so erging es auch ihm, er sank immer tiefer und tiefer, obwohl er nicht selten falsches Spiel anwendete, um sich vor dem Zugrundegehen zu retten. Einen Coup bei seinem Verwandten, dem Marquis, dessen einsames Leben er in Erfahrung gebracht, zu versuchen, um wieder zu Mitteln zu gelangen, trieb ihn nach Paris. Um bei demselben erscheinen zu können, mußte er als scheinbar nobler, gut situirter Mann

aufzutreten. Das Nöthige dazu sollte ihm also das Spiel verschaffen. An Spielhöllen fehlte es nicht und in einem der Seitengäßchen nach dem Palais Royal befand sich eine solche, die viel von jungen Edelknechten besucht wurde. Schon hatte der ehemalige Kammerherr einen Haufen Goldstücke als Gewinn in seinen Taschen, als ein Scharfblickender sein Falschspiel entdeckte. Das Resultat dieser Entdeckung war jene Heze nach ihm und seine Verwundung auf den Tod im Garten des Marquis in dem Augenblicke, als er, mit der Verächtlichkeit vertraut, über das Stacket entspringen wollte, welches diesen Garten von den zu den übrigen Häusern des d'Outrillard'schen Grundstückes gehörenden, unmittelbar anstoßenden kleinen Gartenparzellen trennte, um seinen Verfolgern zu entgehen.

Der herbeigerufene Hausarzt des Marquis untersuchte die Wunden, und achselzuckend lautete sein Ausspruch:

„Er hat kaum noch vierundzwanzig Stunden zu leben, die Wunden sind alle tödtlich.“

Der Marquis war tief erschüttert von dieser Gewißheit. Sein gutes, weiches Herz hatte verziehen und er wich nicht von dem Lager des Unglücklichen. Diese Sorgfalt schien tiefen Eindruck auf denselben zu machen, er ergriff am nächsten Morgen — der Marquis hatte die Nacht über in einem Lehnstuhle an seinem Lager zugebracht — dessen Hand und stammelte:

„Einen Vater — einen Vater — ich will beichten — große Sünde ruht auf mir.“

Ehe eine halbe Stunde verging, stand ein Kaplan von der nahen Kirche Sanct Roche an seinem Lager, bereit, ihm Beichte zu hören und das Abendmahl zu spenden. Der Marquis wollte, wie das üblich ist, sich entfernen.

„Nein, nein! bleiben Sie! meine Beichte geht — Sie an — an Ihnen habe ich — das schwerste Verbrechen begangen. Ich kann nicht sterben ohne Ihre — Vergebung!“ stammelte Monterrot.

„So bleiben Sie, Herr Marquis, dem Unglücklichen zum Troste, der bald vor Gottes Richtersthule stehen wird,“ sprach der Kaplan.

Welche Enthüllungen fanden den Weg zu Ohr und Herz des Marquis! Die Beichte des Elenden enthielt das vollständigste Bekenntniß teuflischer Rache, welche er an der Marquise genommen.

„Und Du, Verworfener, vernichtetest, um Deinen Haß zu befriedigen, mein Lebensglück?!“ schrie der Marquis außer sich. „Großer Gott, welche Schandthat!“

„Vergabung — Vergeb —“

Eine Ohnmacht schloß des Elenden Lippen und Augen, gleich einem Leichnam lag er regungslos auf seinem Lager.

„Herr Marquis,“ hob der Priester an, „thun Sie Alles von sich, was einen Gedanken an Fluch auf dieses schweren Feindes Seele wälzen kann. Erkennen Sie, wie

wunderbar Gott, der Alles Sehende und Alles Vergeltende, diesen Menschen, der so Böses gethan, geführt hat. Hier, auf dem Grund und Boden seines schweren Verbrechens, muß er sterben. Da ist Gottes Hand sichtbar. Einen Theil Ihres Lebens hat dieser Sünder öde und freudelos gemacht, aber Sie, an dem, wenn auch nur ein kleiner Theil von Schuld, aber doch immer ein Schuldantheil anhaftet, denn Sie verschwiegen Ihrer Gattin die auf sie gewälzte Schmach der Untreue und glaubten daran, haben kein Recht, in Ihrem Herzen Jorn zu halten — Sie können wieder gut machen, das ist eine Gnade, die Gott Ihnen erzeigt, darum vergeben Sie dem da, zu dessen Häupten unsichtbar der Tod steht. Lassen Sie ihn enden, von dem Segen christlicher Vergeltung begleitet.“

Und dies zu Herzen gehende Wort des würdigen Dieners des Herrn fand Wiederhall in dem des Marquis. Ein kleines Viertelstündchen später, und Monterrot hatte ausgelebt. Im Hause des Marquis gab es keine Trauer um ihn.

Schon in der nächsten Woche begab sich Herr Laborde auf die Reise nach Spanien. Der Arzt gestattete nämlich dem Marquis nicht, den Beschwerlichkeiten einer solchen langen Reise sich zu unterziehen, wie er es gewollt hatte; sein schwächerer Körper und die Gemüthserschütterung, welche Monterrot's Geständniß auf ihn bewirkt, waren geeignet, Schlimmes für ihn befürchten zu lassen, wenn er sich nicht nur solchen Anstrengungen, sondern auch einer so ungeheueren Aufregung, wie das Wiedersehen seiner Gemahlin und seines Sohnes doch unter allen Umständen für ihn sein mußte, sich aussetzte.

Herr Laborde hatte einen mehrere Bogen starken Brief und eine bedeutende Summe in Wechseln für die Frau Marquise erhalten mit dem Auftrage, nichts unversucht zu lassen, sie und ihren Sohn Julien, der jetzt ein junger Kavaliere von fast fünf und zwanzig Jahren war, mit nach Paris zu bringen.

Binnen drei Monaten konnte Laborde, dem sein Pathe Mathieu als Begleiter beigegeben war, wieder in Paris eintreffen. Diese lange Frist der Erwartung war für den Marquis eine täglich erneuerte Pein zwischen Hoffen und Fürchten. Um sie in etwas zu mindern und durch Thätigkeit sich zu zerstreuen, ließ er das Innere der drei Häuser, welche, mittelst Arkaden verbunden, in der einen Häuserreihe der Straße Saint Honoré standen, vollkommen neu einrichten und zwar so luxuriös, wie nur ein Mann von solchem Vermögen dies vermochte. Tag für Tag wurde nun auf's Mühseligste von den Handwerkern in bedeutender Zahl daselbst gearbeitet, die sonstige Stille, welche in diesem Theile des d'Outrillard'schen Grundstückes geherrscht hatte, gleich, diesem Hämmern und Pochen, Laufen und Rennen der beschäftigten Arbeiter gegenüber, einer verschollenen Sage, deren wahren Thatbestand man sich kaum klar mehr vorstellen kann.

## Plaudereien am Kamin.

### Ein Kuß als Heirathsvermittler.

Sie war eine hochgewachsene hübsche Blondine und hatte sich ein schönes Sümmchen erspart, welches sie zum Einkauf ihrer Aussteuer verwenden wollte. Er war ein junger, lebenslustiger Mann, der sich eben ein Weißwaarengeschäft errichtet hatte. Auf ihren Aussteuer-Entdeckungsreisen erblickte die junge Kapitalistin das neue Etablissement. Neue Besen kehren gut, dachte sie weise, und trat ohne Zögern ein. Ein bildhübsches junges Mädchen, das einen großen Kauf vor hat — Grund genug für den Herrn, der eben allein war, seine ganze Liebenswürdigkeit und das Beste seines Lagers zu entfalten. Und nicht umsonst war seine Mühe, denn das ansehnliche Geschäft wickelte sich rasch und angenehm ab und überdies drückte sie im Fortgehen ihre vollste Zufriedenheit freimüthig aus. Ein Lob aus so frischem, frischrothem Munde ist gefährlich, und doppelt gefährlich, wenn man tête-à-tête und ein sieggewohnter Don Juan ist. Rasch die Situation überschauend, stellte er sich wie zufällig vor die Thür. „Mein werthes Fräulein, Sie haben mich mit Ihren Worten so erfreut, daß ich wirklich nicht anders kann, als auf die Lippen, die mir so Freundliches sagten, einen Kuß zu drücken.“ Stummes Entsetzen. Fluchversuch der Dame. Vergebens. Denn schnell, ehe sie es verwehren konnte, hatte er sie bei den Händen gefaßt — und geschehen war die große Mißthat. Dann trat er ehrerbietig beiseite und ließ den Vogel in Freiheit. Thränen in den Augen, das Antlitz hoch geröthet, stürzte sie nach Hause und erzählte mit bebendem Munde das Schreckliche. Der Papa, ein zweiter Virginius, eilt auf's Kapitol, will sagen auf die Polizei. Der Frevler wird ciffirt. Mit einem Lächeln der Befriedigung gesteht er Alles unumwunden ein, und schon zieht er die Börse, bereit, seine That mit klingender Münze zu sühnen — da nimmt der Beamte ein ernstes Gesicht an und sagt ganz kurz und trocken: „Meine Herren, die Sache ist durchaus nicht so harmlos, wie Sie sich's vorstellen; meine Pflicht befiehlt mir, den Fall an höhere Gerichtsstelle abzutreten.“ Das traf wie ein Donnerschlag. Das hatte weder der Eine verlangt, noch der Andere gefürchtet. Der Geschäftsmann sah seine Existenz bedroht. Er erblaßte. „Ich bedaure sehr,“ fuhr der Mann des Gesetzes fort, „ich kann nicht anders.“ Da faßt der junge Mann sich ein Herz und ergreift die Hände des Papa's. „Mein Herr!“ ruft er aus, „ich will Ihnen eine Sühne bieten, die Sie und das Gesetz befriedigen muß. Hören Sie mich an. Ich bin ein vermögender Mann, habe ein gut eingerichtetes Geschäft; geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau und dieser Kuß sei nichts Anderes, als der Brautkuß. Kann ich mehr thun?“ — „Nein und nichts Besseres!“ lautete die Antwort des Beamten. — Noch zögerte Papa, einen Blick auf sein erröthendes Töchterlein werfend. Die hatte aber schon lange verziehen und folgte willig dem Vater, als er die Hände der jungen Leute zusammenlegte. „Schade, daß ich kein Priester bin, um das Paar gleich einzusegnen!“ rief der Beamte den Abziehenden nach.

### Spanische Zustände.

Ein spanischer Berichterstatter der Times berichtet folgende Probe krimineller Rechtspflege aus dem klassischen Lande des „Weins und der Gefänge“: „In meinem Orte war ein Advokat wegen Amtsmißbrauches nach einem noch bestehenden alten barbarischen Gesetze zum Verluste seiner rechten Hand verurtheilt worden. Da er sich in günstigen Vermögensverhältnissen befand, so gelang es ihm, die Ausführung des

Urtheils durch eine Bestechung des Richters mit einer Summe von etwa 500 Pfund Sterling zu hinterreiben. Bald folgte dem ersten ein anderer Richter, und da er das Urtheil in den Akten vorfand, den Mann aber mit seinen beiden Händen umherspazieren sah, ordnete er die Exekution an. Der arme Advokat ließ es sich nochmals 300 Pfund Sterling kosten, er blieb unbehelligt, das Urtheil aber bei den Akten liegen. Richter folgte auf Richter, und Jeder nahm der Reihe nach die Bestechungssumme an. Auf diese Weise ging des Advokaten ganzes Vermögen darauf, und wenn im nächsten Jahre ein neuer Richter kommt, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach die so lange vertheidigte rechte Hand verlieren.

In Paris weilt gegenwärtig ein zum Tode Verurtheilter, der schon einmal hingerichtet worden ist. Es ist dies der uruguayische Oberst Marteros, welcher ungefähr im Jahre 1859 zum Präsidenten von Uruguay bestimmt war. Vor seiner Erhebung jedoch wurde er schon gestürzt und zum Tode verurtheilt. Ein Berichterstatter des „Figaro“, der mit Marteros eine Zeit lang geplaudert haben will, läßt ihn seine Schicksale folgendermaßen erzählen: Am 29. Juni, einem Sonntage, trat ein Priester, der Pater Comencio Sapia, in mein Gefängniß, ein Zimmer des Palais der Präsidentschaft. Er weckte mich aus dem Schlaf und ich offerirte ihm sofort eine Cigarre und ein Glas Aguardiente de Catoluna, wovon ich eine Flasche bei mir hatte. Er nahm beides an, trank sein Glas aus, rauchte einige Züge aus der Cigarre und sagte ernst: „Mein Bruder, bereitet Euch für den nächsten Morgen auf den Tod vor.“ Ich war bereit, ich wußte daß mein Schicksal entschieden sei und ich wollte als tapftrer Mann sterben. Ich war des Lebens überdrüssig, ich stand allein in der Welt da und hatte viel und bitteren Kummer gehabt. Der Priester trank noch ein Glas, steckte seine Cigarre wieder an und ging hinaus. Ich warf mich auf einen Sessel und schlief ein; ich hatte nicht die geringste Furcht. Am andern Morgen gegen 3 Uhr hörte ich dumpfes Lärmen in dem Korridor. Er war augenscheinlich mit Soldaten angefüllt. Ich rief hinaus und bat mir den Diener zu schicken, der mich gewöhnlich ankleidete. Es geschah; Antoine trat weinend ein. Ich ließ mich ankleiden und frisiren. Als dieses beendet war, trat mein Beichtvater ein. „Wohin gehen wir?“ fragte ich. „Zur Freiheit!“ antwortete feierlich der Priester, ohne mir eine präcise Angabe zu machen. Ich folgte ihm und trat in den Korridor. Soldaten erwarteten mich und wir verließen das Palais. Draußen nahmen mich ein Duzend Menschen in die Mitte und wir marschirten ab. Kein Mensch auf der Straße. Nach einer Viertelstunde waren wir am Ziele, auf einer kleinen von Gehölz umgebenen Wiesenfläche. Ich umarmte meinen Beichtvater und setzte mich entschlossen auf den Stuhl, welcher von ungefähr hundert Soldaten umstanden war. Mit einem raschen Blicke erfaßte ich das Schauspiel, das mich umgab: zügellose Soldaten, eine herrliche Sonne, die in den Zweigen der großen Bäume spielte, in der Ferne ein Rudel wilder Pferde und 12 Schritte vor mir — das Peloton. „Drei!“ erscholl die Stimme des Lieutenants; in demselben Augenblick fühlte ich einen furchtbaren Stoß und fiel vornüber, ohne eine Detonation gehört zu haben. — Einen Monat später kam ich zur Besinnung. Ich war nicht ganz getödtet worden und man hatte sich entfernt, ohne mir den Gnadenstoß zu geben. Ich hatte Ausnahme und Pflege bei einem der Todtengräber gefunden, die mich einscharren sollten. Dieser Mann ist jetzt mein Kammerdiener.“